XVIII. Jahrg. Berlin, den 25. Dezember 1909. Nr. 13.



Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1909.

Abonnement pro Quartal M.5.—, pro Jahr M.20.— Unter Kreuzband bezogen M.5.65, pro Jahr M.22.60. Ausland M.6.30, pro Jahr M.25.20.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a.



Berlin, den 25. Dezember 1909.

Joseph Kwilecki.

Vor dem Großen Schwurgerichtssaal sitzt, dicht neben der Eingangsthür, auf dem Holzstuhl des Gerichtsdieners ein fast sieben Jahre alter Knabe. Ganz in Weiß gekleidet. Der weiße Klerikerhut hängt auf dem Rücken; der Blondkopf ist sorgsam frisirt, der Vorderschopf zierlich gekräuselt. Ein hübscher Junge, der auf der Straße jedem Vorübergehenden auffallen würde. Stämmig und doch fein; schwarze Augen, sehr lange Wimpern und die milchfarbige Haut eines von der ersten Lebensstunde an zärtlich gehegten, gepflegten Kindes. Ein paar Damen bewachen ihn, nehmen ihn auf den Schoß, streicheln ihn; und hinter den Hüterinnen drängt sich die Menge. Geputzte Polinnen, auf Sensationen birschende Schreiber, Rechtsanwälte in der Robe, im Landgericht heimische Kriminalstudentinnen, Freiherren, Kutscher, Taglöhnerfrauen: Jeder will, Jede den Kleinen sehen; recht lange, recht nah. Den Hüterinnen scheint der Drang nicht unbequem, scheint die Möglichkeit, ihr weißes Schätzchen zur Schau zu stellen, sogar willkommen. Sie haben sich schnell akklimatisirt und fragen von selbst schon den Betrachter, aus dessen Miene besonderes Interesse spricht, von welcher Zeitung er sei; sie zeigen Zuversicht und sind zu Auskünften immer bereit. Auch dem Knaben macht, seit er sich entschüchtert hat, das Gedräng offenbar Spaß. Die Kindereitelkeit ist erwacht; zu nett, von so vielen Leuten bewundert zu werden. Aus lustigen Augen blickt er in das bunte, endlos wechselnde Bilderbuch. Das Näschen merkt nicht, wie schlecht die Luft ist; noch schlechter als sonst. Theure und billige Parfums, verschwitzte Kleider, Tabak, Alkohol, Säuglinggerüche (denn manche Zeugin trägt ihr in verdächtige Decken gewickeltes Kind mit

sich herum), die Ausdünstung armer Leute, Kossäten, Wildwärter, Stallmägde, Knechte, die sich den Luxus der Sauberkeit nicht leisten können: der Gerichtsdiener sogar, ein rothblonder Riese, klagt über Kopfschmerz. Die Neugier drängt weiter. Noch ein zweiter Knabe ist sehenswerth. In einem Zeugenzimmer sitzt er neben einer einfachen Frau. Seit gestern ist er genau wie der andere gekleidet und frisirt. Er steht im neunten Lebensjahr, ist aber viel kleiner als der Siebenjährige. Die Urtheile schwanken. Bis einem Schlauen der Einfall kam, auch den Kleineren zu kräuseln und in Elfenbeinfarbe zu kleiden, gabs wenig Zweifel. „Keine Spur von Aehnlichkeit. Der Kleine ein stumpfsinniges, unschönes Proletarierkind, der größere ein echter Adelssproß mit allen Merkmalen alter Familienkultur." Jetzt regen sich Bedenken. „Beide haben schwarze Augen und lange Wimpern, Beide die selbe Apfelkopfform und das selbe Kinn, das vorgebogen scheint; auch die Haarfarbe ist beinahe gleich. Der ganze Unterschied besteht darin, daß der Eine gut, der Andere schlecht gehalten ist." „Unsinn! Die Beiden können gar nicht den selben Vater und die selbe Mutter haben. Warum wäre der Aeltere dann im Wachsthum so zurückgeblieben? Ueberhaupt macht die bessere oder schlechtere Pflege bei Kindern nicht so viel aus. Seht Euch die Kadetten und die Militärwaisenhausschüler an! Nein: der Junge im Zeugenzimmer bliebe auch im Brokatgewande der Sohn einer Magd, die selig sein mußte, als ein Weichensteller sie zur Ehe nahm; und den feinen Knaben, der im Korridor mit angeborener Würde Cercle hält, müßte auch im Bahnwärterhaus das kundige Auge als Kind eines Grafen erkennen." Solches Gerede beweist nichts. Mit Klassenphysiognomik käme man, selbst wenn sie mehr wäre als Spielerei, hier schon deshalb nicht aus, weil auch der Neunjährige von einem adeligen Offizier gezeugt ist, die Spermatozoen, die ihn entstehen ließen, also nicht aus dem niederen Menschenreich stammen. Trotzdem sieht der rachitische Junge wie ein aufgeputztes Elendskind aus. Er hat auch weniger Zulauf und guckt trüber als das weiße Herrchen im Korridor. Das lacht, giebt Bekannten gnädig eine Patschhand und räkelt sich kokett auf dem Holzstuhl. Hinter der Thür wird inzwischen die Frage verhandelt, ob seine Eltern ins Zuchthaus kommen sollen.

Zweiter Theil, zwölfter Abschnitt des Reichsstrafgesetzbuches: „Verbrechen und Vergehen in Beziehung auf den Personenstand." Paragraph 169: „Wer ein Kind unterschiebt oder vorsätzlich verwechselt oder wer auf andere Weise den Personenstand eines Anderen vorsätzlich verändert oder unterdrückt, wird mit Gefängniß bis zu drei Jahren und, wenn die Handlung in gewinnsüchtiger Absicht begangen wurde, mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren bestraft."

Graf Zbigniew Wesierski-Kwilecki und seine Ehefrau Isabella, geborene Gräfin Bninska, sollen ein fremdes Kind für ihr eigenes ausgegeben haben. Den weißen Knaben, der auf dem Holzstuhl im Korridor Cercle hält. Den habe ein armes Polenmädchen ihrem Liebsten, einem österreichischen Hauptmann, geboren. Dem Sexualverkehr dieses Paares entstammen zwei Knaben; der eine, der im Zeugenzimmer sitzt, ist nah bei der Mutter aufgewachsen, der andere bald nach seiner Geburt, in der letzten Januarwoche des Jahres 1897, an eine vornehme Dame verkauft worden. Am zweiundzwanzigsten Dezember 1896 hatte ihn Fräulein Parcza zur Welt gebracht; sie heirathete später den Weichensteller Meyer, der das ältere der beiden vor der Ehe von seiner Caecilie geborene Kinder adoptirte und sich bereit erklärte, auch das jüngere zu sich zu nehmen. Wohl nicht ganz freiwillig. Ein Bahnwärter, der sich danach sehnt, vom ersten Tag der Ehe an sein Budget mit den Unterhaltskosten für zwei (von dem Ersten gezeugte) Kinder zu belasten, wäre keine Alltagserscheinung; und selbst der edelste Sinn brauchte den kleinen Bastard nicht aus dem warmen Schloß in die Weichenstellerhütte zu holen. Doch die Recherchen in Sachen wider Kwilecki und Genossen hatten begonnen und ein gutes Stück Geld mochte dem Paar sicher scheinen, dessen Zeugniß den kleinen Grafen aus dem Majoratsrecht der Herrschaft Wroblewo drängen würde. Wroblewo ist ein vom Grafen Joseph Kwilecki als Familienfideikommiß unveräußerlich festgelegtes Rittergut in der wronker Gegend, das nach den Grundsätzen der Majoratsordnung vererbt wird; zur Erbfolge berechtigt sind, wenn ein direkter männlicher Erbe fehlt, die Agnaten des ersten Besitzers, von der Erbfolge ausgeschlossen uneheliche und Adoptivsöhne. Der Stifter des Fideikommisses setzte den Sohn seiner Tochter, Zbigniew von Wesierski, zum Erben ein und bestimmte, der erste Majoratsherr solle sich Wesierski-Kwilecki nennen, jeder folgende nur Namen und Titel der Grafen Kwilecki tragen. Wahrscheinlich murrten die Agnaten schon damals; denn das Haupt des Hauses war nun ja kein echter Kwilecki, hatte einen Vater aus einfachem Adel und konnte ihnen die Rasse verderben. Allmählich aber fanden sie Trost. Der Knabe, den Gräfin Isa ihrem Zbigniew gebar, starb früh, und als, nach standesgemäßen Pausen, ihrem Schoß drei Töchter entbunden waren, schien, an der Schwelle des Jahres 1890, neue Nachkommenschaft nicht mehr zu hoffen, zu fürchten. Zwar dachte der Graf noch als Fünfziger nicht an Resignation. Er strebte dem großen Muster weiland Augusts des Starken nach, blickte stolz auf anderthalb Dutzend illegitimer Sprossen und krähte, wie ein von brünstigen Hofdamen umschmeichelter Hahn, wenn in Monte Carlo die theu-

ren Seidenmädchen von ihm sagten: Un gaillard infatigable; un mâle; fait pour la reine Isabelle ... Doch die ihm angetraute Isabella war nicht das Ziel seiner erotischen Wünsche; mit der schönen Ungenirtheit der Slachta pflegte er zu erzählen, die dralle Wade einer Kuhmagd reize ihn mehr als die hüllenlose Wohlgestalt der hochgeborenen Gattin. Jeder Schürze schnüffelte er nach, auf den heimischen Gefilden und unter dem wärmeren Himmel der Azurküste, fand, außer den vom Gesetz privilegirten, alle Genüsse schmackhaft und seinem Vermögen erreichbar und fühlte sich wider Recht und Sitte gekränkt, wenn die Ehegefährtin vor Gästen und Dienerschaft ihn ein Schwein, einen Bummler und Lumpensack hieß. Vielleicht folgte so unsanften Reden manchmal ein Schäferstündchen, das der Graf nicht eingestand, weils ihn interessanter dünkte, von Freunden und Buhlen sich als starren Weigerer der Geschlechtspflicht anstaunen zu lassen. Sicher ist, daß die Ehe für zerrüttet galt; und als Isas fünfzigster Geburtstag nahte, durften die Agnaten aufathmen. Bald würde über Wroblewo nun wieder ein echter Kwilecki herrschen: Graf Hektor, Mieczislaws Sohn, der bei den Zweiten Garde-Ulanen Lieutenant gewesen, Reichstagsabgeordneter und Geheimkämmerer des Papstes geworden war. Eine hübsche Aussicht. Das Gut ist zwar arg verwahrlost, bringt aber noch einen Jahresertrag von siebenzigtausend Mark und wird sich unter einem guten Haushalter, der Kapital hineinstecken kann, schnell heben. Für die persönlichen Schulden des Vorbesitzers haftet die Familie als Allodialerbin. Stirbt Zbigniew Wesierski, dann muß Isa mit ihren Töchtern den Hof verlassen und Hektor, der Besitzer von Kwilcz, wird Herr von Wroblewo. Allzu zärtlich scheinen die Beziehungen der beiden Häuser nie gewesen zu sein; nun mußte der Gedanke an den Besitzwechsel sie noch mehr verbittern. Der Majoratsherr konnte freilich noch zehn, zwanzig Jahre leben; erstens aber liebt wohl selten Einer den fremden Erben, der die Hausbrut vom Futternapf drängen will, und zweitens stockt der Kredit, wenn die Leute wissen, daß der nächste Tag den Darlehnsucher aus der Rechtswohnung werfen kann. Und auf Wroblewo brauchte man immer Geld. Der Gerichtsvollzieher kam so oft, daß Herrschaft und Gesinde ihn traulich als Onkel begrüßten, und Inspektoren sogar, Rendanten, Wanderkrämer wurden von dem Grafenpaar um kleine Beträge angepumpt. Da kommt, im Lenz 1896, vom Genfer See die Kunde, Frau Isa sei in the family way. In Posen, in Wronke, in Kwilcz und Wroblewo erregt die Botschaft zunächst nur Heiterkeit. „Die? Seit 1879 hat sie nicht geboren. Der Graf rührt sie längst nicht mehr an. Woher also? Und vor drei Monaten ist sie Fünfzig geworden." Ein guter Witz. Am Ende, meint Herr Stephan

Kwilecki, hat sie das Kind in der Ohrmuschel; jedenfalls nicht da, wo andere Menschenweiber die Frucht tragen. Doch Isa kehrt heim und bestätigt, von Wonne strahlend, das holde Wunder. In Montreux ists geschehen; die Sonne lockte frische Triebe hervor, ich sehnte mich nach einem Sohn, der Graf war charmant, — und unsere Betten standen im Hotelzimmer dicht neben einander. Nach und nach wuchs ihres Schoßes Umfang; und im Kreis der Agnaten verstummte das Lachen. Die Gräfin war stets excentrisch gewesen; die Rolle der vernachlässigten, von Mägden und Cocotten aus der Geschlechtsgunst vertriebenen Frau konnte der herrisch Stolzen nicht behagen und ihre ungezügelte Phantasie scheute vor dem abenteuerlichsten Unterfangen gewiß nicht zurück. Sie wird, hieß es, den alten Schwachkopf zu einem Schwindel überredet haben und wir können erleben, daß sie uns irgendeinen aufgelesenen Bankert ins Majorat schmuggelt. Verwandte, Dienstboten, Detektives, Beobachter aller Art werden nach Wroblewo geschickt. Nichts zu erspähen. Isa? Sie sieht aus wie alle schwangeren Frauen. Wahrscheinlich stopft sie sich ein Kissen unter den Rock; in Paris, hat Einer gehört, werden nach Maß Gummibäuche gemacht, die solchen Trug erleichtern. Eine Depesche schürt den Verdacht; sie ist in Paris aufgegeben, ins posener Slachtahotel an Zbigniew oder Isabella adressirt und wird (ists Zufall?) dem Grafen Miecislaw überreicht. Inhalt: Femme trouvée, mais demande trop chère. Da hätten wir also die Schmuggelfährte. Isa sitzt in Paris, sucht ein für die Unterschiebung brauchbares Kind und telegraphirt an den Gatten, die Verkäuferin sei gefunden, fordere aber zu hohen Preis. Recherchen in Paris. Die Hotellisten haben keine Gräfin Kwilecka gemeldet. Doppelt verdächtig; sie hat, um hinter sich keine Spur zu lassen, ihren Namen verschwiegen. Und leugnet, mit munterem Lächeln, daß sie jetzt überhaupt an der Seine gewesen sei. Früher war sie dort, — ja; um eine gute Hebamme zu suchen; darauf beziehe sich auch das Telegramm, das für sie bestimmt war und ihr anzeigen sollte, die empfohlene sage-femme verlange zu viel Geld. Die Erklärung wird höflich angehört, doch nicht geglaubt; Hebammen braucht man ja nicht aus Frankreich zu holen. Als dann gar erzählt wird, die Gräfin wolle nach Italien gehen und erst zurückkehren, wenn sie aus dem Wochenbett entlassen sei, schreibt Herr Miecislaw einen feierlichen Warnbrief an Herrn Zbigniew. Der Verdacht, die Schwangerschaft sei simulirt, könne dem Herrn Vetter nicht unbekannt geblieben sein; die Absicht, das erhoffte Kind der Frau Base im Ausland zu entbinden, müsse den Verdacht zur Gewißheit wandeln, denn solche Absicht könne nur aus dem Wunsch stammen, die Geburt der Kontrole zu entziehen.

Isabella lacht. Die zärtlichen Verwandten mögen um das Erbe zittern, sie aber, eine Bninska, mit Vorschriften gefälligst verschonen. Sie lacht auch des Sippengetuschels: eigentlich müsse ihr Wochenbett auf dem posener Wilhelmsplatz stehen; sonst könne man Keinem zumuthen, das Kind als legitim anzuerkennen. Sich untersuchen, die Mutterschaft bescheinigen lassen? Das fehlte noch. Ihr durfte kein Doktor je an den Leib; und sie sollte jetzt eine Ausnahme machen, um den Neid zu entwaffnen? Der freut sie ja. Den möchte sie um keinen Preis missen. Vielleicht war der Plan der italienischen Reise in den Klatschbezirken ausgeheckt worden; vielleicht rieth Klugheit, ihn aufzugeben, nachdem sein Zweck, die Agnaten zu ärgern, erreicht war. Eines Tages sagte die Gräfin zu ihrem Hausarzt, Herrn Dr. Rosinski: „Ich reise zur Entbindung nach Berlin und rechne darauf, daß Sie kommen, wenn ich rufe."

Berlin W. 10, Kaiserin Augusta-Straße 74. Da, wird dem zuständigen Standesamt gemeldet, habe die Gräfin Wesierska-Kwilecka am siebenundzwanzigsten Januar 1897 morgens um Fünf einen Knaben geboren. Leichte Entbindung. Die Hebamme sollte eine Polin sein und doch nicht zur Einflußsphäre der Mieczislaw und Hektor gehören. Eine in Rußland begüterte Freundin Isas hatte sich, weil die Entbinderin ihrer Tochter verhindert war, nach Warschau gewandt und, durch Vermittlung einer Hotelwirthin, Frau Ewell gemiethet, deren Charakterbild, von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, in der Prozeßgeschichte schwankt. Am Vorabend, als die Schmerzen begannen, war Dr. Rosinski telegraphisch gebeten worden, nach Berlin zu kommen; nach der Geburt wurde die Bitte dringend wiederholt. Die erste Depesche muß in Wronke über Nacht liegen geblieben sein; beide erreichten den Arzt erst, als er von den Morgenbesuchen heimkam. Um Mitternacht war er in Berlin. Die Gräfin sah aus wie alle Wöchnerinnen. Temperatur und Puls normal. Noch immer der alte Widerwille gegen ärztliche Untersuchung. Wozu? Alles war ja glatt gegangen und eine Komplikation einstweilen nicht zu fürchten. Die Hebamme mißfiel dem Doktor; schmutzige Nägel und Cigarettengeruch im Säuglingzimmer. Das Kind selbst kräftig und auffallend hübsch. Nackt sah es der Arzt nicht. Es sei eben erst frisch gewickelt worden. Rosinski fand weiteres Drängen nicht nöthig. Er mahnte die Ewell auch nicht zu größerer Sauberkeit, fragte nicht nach Urin, Bettwäsche, Nachgeburt. Und war doch, weil er an die Schwangerschaft nie recht geglaubt hatte, mit starkem Mißtrauen gekommen, das Isas Weigerung, sich untersuchen zu lassen, natürlich noch mehrte. Jetzt schämte er sich fast seines Zweifels. Nicht nur, weil Frau von Moszczewska, Isas Freundin, eine Dame aus vornehmem Haus, ihm

sagte, sie selbst habe die Entbindung mitangesehen. Auch sonst schien Alles in Ordnung. Der Hausarzt, der die Gräfin seit Jahrzehnten kannte, hielt sie für eine Wöchnerin, den Knaben, den er im Steckkissen sah, für ihr Kind. Nur Kopf und Hände sah er freilich; und im Schwurgerichtssaal wurde von Sachverständigen behauptet (und von Juristen ernstlich geglaubt), am Gesicht könne man nicht erkennen, ob ein Kind gestern oder vor fünf Wochen geboren sei. Mütter, die von dieser Sache auch Etwas verstehen sollten, hoben darob die Augen entsetzt zum Himmel. Einem Würmchen, das man in Muße begucken darf, nicht anmerken, ob es am zweiundzwanzigsten Dezember 1896 oder gestern, am siebenundzwanzigsten Januar, geboren ward?.. Der Hausarzt schied in froher Zuversicht von seiner Patientin. Vorher hatte er dem Kind noch das Zungenbändchen gelöst. Nachher meldete er den unruhigen Agnaten, er habe keinen Zweifel, daß dem Grafen Zbigniew ein legitimer Erbe geboren sei.

Auch Andere zweifelten nicht mehr. Das Gräflein wuchs heran und wurde der Mutter von Monat zu Monat ähnlicher. Ein echtes Bninski-Gesicht, hieß es in Wroblewo, in Wronke und Posen; und: Die Leute hatten wir in falschem Verdacht. Im Agnateneckchen ergab man sich nicht so schnell. Das Eingeständniß des Irrthums hätte bewiesen, daß man allzu leicht bereit gewesen war, Verwandte um des lieben Geldes willen eines Verbrechens zu zeihen. Und natürlich fehlten auch die Tüchtigen nicht, die brav schürten, um an dem Feuer ihr Süppchen zu wärmen. Fideikommißstreit, großes Objekt: was parasitisch zu leben gewöhnt ist, drängt zum Mitschmaus, — und, versteht sich, auf die Seite der Potenten, nicht dahin, wo Onkel Gerichtsvollzieher seine Visitenkärtchen anklebt und irgendein Subalterner aushelfen muß, wenn zwei Bläulinge fehlen. Der Kwilczer ist hoch eingeschätzt und sein Vater Mieczislaw, dessen Verhältnisse von Weitem wohl mehr als in der Nähe glänzen, hat in Galizien reiche Kunkelmagen. Gilt auch nicht als vieux marcheur und Bruder Sausewind, wie Zbigniew. Würdiger; vom Scheitel zur Sohle korrekt. Herrenhausmitglied; sehr stattlich und feudal-preußisch soignirt; Altwilhelmsbart und treuer Blick unter hoffähiger Toryfrisur. Wahrscheinlich wurde an diesem ältesten Agnaten von allen Seiten herumgekratzt. Familienehre auf dem Spiel; ein falscher Dmitri im Haus der Kwileckis, die seit fünfhundert Jahren... Jedenfalls kam der Peer von Preußen bald wieder in Bewegung. Er bat Seine Hochgeboren auf Wroblewo um eine Unterredung „unter vier Augen". Rundweg abgelehnt. Zweiter Brief. Mieczislaw traue dem Majoratsrummel nicht, wolle aber, wenn Zbigniew ihm das Verbrechen der Kindesunterschiebung offen gestehe, schweigen, bis Verjährung einge-

treten sei. Das heißt: um des Erbes sicher zu sein, also eigenen Vortheils wegen, den Verbrecher der Bestrafung entziehen. Ein recht gewagter Vorschlag; wäre er angenommen worden, so hätte der Erbieter sich der Begünstigung schuldig gemacht. Allerdings einer straflosen; denn die von einem Angehörigen dem Thäter gewährte Begünstigung ist von der Strafnorm des § 257 StGB ausgenommen. Immerhin sollte ein Mitglied des Herrenhauses solchen Vorschlag nicht einmal als Köder verwenden. Wesierskis gingen nicht in die Falle. Um den Schrecken zu enden, klagen sie gegen den Grafen Mieczislaw auf Anerkennung ihres Sohnes. Termin in Posen. Isa mit dem Knaben vor Gericht: der Augenschein zeigt die Aehnlichkeit. Frau von Moszczewska beschwört, sie sei während der Entbindung im Wohnzimmer gewesen. Nach dieser Aussage beantragt Mieczislaws Anwalt Vertagung und schreibt seinem Mandanten, die Sache scheine ihm einstweilen wenigstens aussichtlos. Im nächsten Termin ist der Beklagte nicht vertreten noch selbst anwesend. Versäumnißurtheil zu Gunsten des Klägers. Die Agnaten haben den kleinen Joseph Stanislaus Adolf als Grafen Kwilecki anzuerkennen. Von Rechtes wegen.

Inzwischen sind vier Jahre vergangen. Die gerichtlich zum Anerkenntniß Gezwungenen erzählen Jedem, ders hören will, daß sie den Knirps in Wroblewo nach wie vor für ein gekauftes Kind halten. Wesierskis sitzen so tief in der Kreide, daß sie gezwungen sind, eine Bank zu suchen, die ihnen, gegen das Recht, das Gut zu bewirthschaften, eine halbwegs auskömmliche Rente zahlt. Auch unter ihren Leuten mag in solcher Kalamität Mancher wohl denken, daß es schließlich am Besten wäre, wenn der Kwilczer ins Schloß einzöge. Eine lange Vormundschaft Isabellens, die stets bunte Pläne machen, doch nie rechnen konnte: Das hätte just noch gefehlt. Die Legende war nie ganz verstummt. Eine Kindesunterschiebung ist auf allen Hintertreppen ein ungemein beliebter Stoff. Jetzt war die Zeit erfüllt: die Mirakel konnten beginnen. Von der Sorte, die der skeptische Blick nicht für unerklärliche Wunder nimmt. Sie kamen, wuchsen im Wandern und häuften sich. Im Civilprozeß hatte die Hebamme Katharina Ossowska beschworen, sie habe die Gräfin in den Anfängen der Schwangerschaft massirt und sich dabei selbst überzeugt, daß ein Kind zu erwarten war; die Frau hatte diese Wahrnehmung auch schriftlich bescheinigt. Bald meldete sich in Kwilcz Irgendwer, der ganz, aber ganz genau wußte, die Ossowska habe in einer schwachen Stunde ausgeschwatzt, Zeugeneid und Attest seien falsch. Dann trat Herr Hechelski auf den Kampfplatz. Kaufmann, Agent, Detektive; in alle Sättel gerecht. Der wußte mehr; so ziemlich die Hauptsache: woher Isas Spätfrucht geholt, wem

der Bastard abgekauft sei. Zu Mirakeltagen gehören vor allen Dingen aber Hysterische. Für sie ists Festzeit. Endlich darf ihr Drang, sich wichtig zu machen und höchst interessant zu scheinen, sich fessellos bethätigen. Eine wenigstens war im wronker Amtsbezirk schon gefunden. Fräulein Jadwiga Andruszewska, Tochter einer Frau, die in Wroblewo Jahre lang Wirthschafterin und Familienfaktotum gewesen war. Ansehnliche Symptome. Hager, nervös, reizbar; die Rede bald wie ein Gießbach, bald stockend und scheu, als verblasse das Gedächtnißbild während des Sprechens. Mit spitzen Ellbogen drängt sie sich in den Mittelgunkt des Grafenzwistes. Sacht fing es an. Unglaublich, wie sie in Wroblewo behandelt werde! Zurückgesetzt, eingesperrt, angefahren, geprügelt, an den Ohren gezauft. Warum? Die Gräfin sei doch sonst nicht so schlimm; stolz zwar, doch gut zu den Leuten und gerade der alten Andruszewska bis zum letzten Tag die gnädigste Herrin. Ja, warum! Weil ich eben mehr weiß als Andere. Was denn? Na, von dem Kind. Nach und nach kams heraus. Mutter Andruszewska war im Auftrag der Gräfin, deren Leib keine Frucht trug, in Krakau gewesen, um einen passenden Knaben zu kaufen. Hatte ihn auch bei einer Hebamme gefunden und, sammt Nachgeburt und Nabelschnur, nach Berlin gebracht, wo er ihr von zwei Dienerinnen auf dem Bahnhof abgenommen und in die Kaiserin Augusta-Straße befördert wurde. Die Mutter hats der Tochter anvertraut, sie aber, um nicht wegen geleisteter Beihilfe strafbar zu werden, verpflichtet, den Mund zu halten, so lange die Alte lebe. Alles hat Mutter erzählt. Die Gräfin war 1897 nicht schwanger. Kein Gedanke! Sie wickelte sich Tücher um den Leib, hing Schrotbeutel um den Taillengurt, war auch in Paris, um einen Gummibauch zu kaufen. Und ehe sie zu der Wochenkomoedie nach Berlin fuhr, ließ sie Schweine schlachten und nahm sechs mit Schweineblut gefüllte Rothweinflaschen mit auf die Reise. Damit Bettzeug und Unterlagen hübsch röthlich seien. Bei Alledem hat Frau Andruszewska emsig mitgewirkt. Und Alles der Tochter erzählt; sogar, daß die Nachgeburt in einem Steintopf von Krakau nach Berlin geschafft wurde. Und auf dem Totenbett (das durfte hier nicht fehlen) ermahnte die edle Mutter noch ihre Jadwiga, dem Grafen Hektor Kwilecki auf Kwilcz das furchtbare Geheimniß zu enthüllen. Dann starb sie; und weil die Tochter im Verdacht stand, das Verbrechen zu kennen, wurde sie in Wroblewo natürlich schlecht behandelt und weggeärgert. Natürlich? Noch natürlicher, wird Mancher meinen, wäre der Versuch gewesen, ein Mädchen, das Einen ins Zuchthaus bringen kann, durch Wohlthat an sich zu ketten und um keinen Preis aus den Händen zu lassen. Vielleicht aber dachte Isa, mit der Aus-

sage einer Toten sei nichts Rechtes anzufangen. Einerlei. Die alte Andruszewska muß jedenfalls eine wunderliche Heilige gewesen sein. Sie konnte ein Vermögen einheimsen (denn die Aussage der Lebenden hätte den Streit ja für den Kwilczer entschieden): und hauste und starb in Kümmerlichkeit. Nur aus Furcht vor Strafe? Erstens mußten Wesierskis ihr geben, was sie verlangte. Und wenn da nicht viel zu erpressen war: dem Grafen Hektor hätte eine notariell beglaubigte Aussage genügt, die er erst nach dem Tode der Alten zu verwenden brauchte. Noch Wunderlicheres. Bis an ihr Ende schilt Frau Andruszewska Jeden, der Isas Mutterschaft zu bekritteln wagt, einen Narren und schlechten Kerl: und stiftet dann ihre Tochter, deren Zerfahrenheit sie doch kennt und mit der sie manchen Tanz hatte, an, das Geheimniß nach Kwilcz zu tragen. Offenbar aus reinstem Rechtsgefühl. Jadwiga schreibt Alles auf; was sehr nützlich ist, denn ihr Gedächtniß vermag nicht einmal Erlebnisse festzuhalten, die, man darf es wohl, ohne zu übertreiben, sagen, nicht ganz alltäglich sind. Schwarz auf Weiß kommt die Geschichte in Hechelskis bewährte Hände. Der recherchirt, kombinirt, eruirt und hat schnell alle Kettenglieder am blanken Schnürchen. Das Pseudogräflein heißt Leo Parcza und ist von einem österreichischen Hauptmann im Schoß der jetzt dem Bahnwärter Meyer angetrauten Caecilie gezeugt und die wirkliche geheime Mutter hat den Jungen, den sie fünf Wochen nach der Geburt für hundert Gulden weggab, nach dem Bilde als ihr Kind rekognoszirt. Die Stimme des Blutes! Auch die krakauer Zwischenhändlerin hat Hechelski ermittelt. Leider ist sie schon tot. Wie die Ewell und die Andruszewska. Doch Hechelskis Genie hat Leichenscheu nie gelernt und weiß, daß Tote sehr beredt sein können. Hechelski forscht, verspricht, droht, ist nirgends und überall und läßt sich, ein Ritter der Wahrheit und Legitimität, von Hektor nicht viel mehr als seine Auslagen ersetzen. Andere Helfer melden sich, gewiß vom Beispiel selbstloser Bürgertugend angelockt, und neue Spur taucht aus dem Dunkel. In Paris hat eine Dame, die mit ausländischem Accent sprach, thatsächlich 1896 einen Gummibauch bestellt und gekauft. In Paris hat ungefähr um die selbe Zeit eine Dame bei einer Hebamme ein Kind zu kaufen gesucht. Solche Gesuche sind dort nicht selten und dem polizeilichen Aufruf antworteten denn auch prompt etwa zwanzig Entbinderinnen, von denen Säuglinge zur Adoption verlangt worden waren. Doch eine Sucherin hatte un accent allemand (und daß die pariser Unschuld Deutsche, Russen, Polen nie an der Sprache erkennt, ist über jeden Zweifel erhaben): warum also solls nicht die Selbe gewesen sein, die sich die Mutterkonturen aus Gummi anmessen ließ? Nach der Hebamme die Waschfrau. Die bezeugt, daß sie vorn im Hemde der Gräfin während der angeblichen Schwangerschaft einen Blutfleck gefunden habe, der nur

von der Menstruation kommen konnte. Katamenien; also nicht in der Hoffnung. Auch Dienstboten wollen Menstrualblutspuren gesehen haben. Mirakel über Mirakel. Frau Ossowska, die früher selbst schon in Gemüthsruhe eine Kindesunterschiebung arrangirt hat, erliegt der Gewissensfolter und bekennt, daß sie der Gräfin ein falsches Attest ausgestellt und in Posen, ohne angestiftet zu sein, einen Meineid geleistet habe. Jadwiga Andruszewska und Katharina Ossowska: Das ist viel. Mindestens zwei neue Thatsachen, die zur Wiederaufnahme des Verfahrens helfen können. Dazu Krakau, Caecilie Meyer, die Stimme des Blutes (auch des in Nachthemden gefundenen), die pariser Polin mit dem deutschen Accent: über Wroblewo zieht sichs dräuend zusammen. Und schließlich meldet sich auch noch ein Droschkenkutscher, der 1903 ganz genau weiß, daß er am sechsundzwanzigsten Januar 1897 zwei Frauen, die er nach der Sprache für Polinnen hielt, von der Kaiserin Augusta-Straße nach dem Schlesischen Bahnhof und, nach langer Wartezeit, wieder zurückgefahren hat. Die eine hielt die Arme unterm Mantel und schien Etwas zu verbergen. An dem selben Tage also, wo das in Krakau gekaufte Kind nach Berlin gebracht worden war. Nun fehlte kein Glied mehr in der Kette. Frau Andruszewska war mit der Amme, die den Knaben unterwegs säugen mußte, auf dem Schlesischen Bahnhof angekommen und von zwei Dienerinnen Isas empfangen worden, denen sie Kind und Steintopf übergab. Den Topf in den dazu mitgebrachten Handkoffer, das Kleine in einem Körbchen unter den Mantel: nach Hause!... Ein lückenloser Beweis. (Für Laien, die an Genitalblutungen Schwangerer nicht glauben.) Graf Mieczislaw Kwilecki, Mitglied des Herrenhauses, hatte die Staatsanwaltschaft aufgefordert, in Sachen c/a Wesierski-Kwilecki und Genossen energisch und ohne Ansehen der Person vorzugehen. Das geschah. Hinreichender, bald danach dringender Verdacht. Voruntersuchung mit unzähligen Zeugen. Die Anklage wurde erhoben, das Hauptverfahren eröffnet. Zuerst war die Gräfin, dann auch Zbigniew verhaftet worden.

Da sitzen sie. Beinahe schon heimisch auf der engen Marterbank der Angeklagten. Seine Hochgeboren nicht gerade überwältigend elegant. Grauer Sakkoanzug und gelbe Schuhe. Für den Schwurgerichtssaal konnte er mehr leisten. Schlotterige Haltung. Die Sprache fast unverständlich. Zahnlücken oder schwere Zunge. Aber er füllt seinen Typus aus, wie die Franzosen sagen. In Schönheit verlüdert. Manchen Sturm erlebt; manche Demüthigung hingenommen. Doch der Ton des Wesens klingt nicht schlecht. Und wenn er nachdenklich die grauen Cotelettes streicht, ists, mit dem müden, aber klugen Auge, ein vornehm verwitterter Herr, der sich an vielerlei Kulturen gerieben hat. Wenns auch oft nur Courtisanenkultur war: besser als keine. Die Riviera

hat ihre eigene mimicry. Der Herr von Wroblewo sieht gar nicht polnisch aus; könnte, so wie er ist, durch einen Schwank von Bisson, eine sanfte Satire von Donnay schreiten. Obs wahr sei, wird er gefragt, daß er Verhältnisse gehabt habe. In Gegenwart der Gattin, in einem überfüllten Gerichtssaal, als Angeklagter. Ganz leise hebt er den Kopf. Ganz erstaunt. Man fühlt, wie die Brauen sich hochziehen. „Warum soll ich keine Verhältnisse haben?" Ancien régime. Wird heutzutage natürlich ausgelacht; mit der Nuance tiefster Verachtung. Solche Sittenlosigkeit! Nicht mal der Heucheltribut, den das Laster der Tugend schuldet. Zbigniew aber denkt wohl: Was fällt den Leuten ein? Daß sie mich eingesperrt haben und mich eines Verbrechens anklagen, muß ich dulden. Was aber gehen denn meine Amouren sie an? Bilden sie sich gar ein, ich würde vor Ihnen kriechen, Keuschheit oder Reue mimen? .. Keine Spur von Pose. Nichts von der Suggestion, die in solchem Käfig so leicht den Willen lähmt, die Würde duckt. Meist sitzt er weit über die Brüstung gebeugt, beide Hände als lange Schalltrichter an den halb schon versagenden Ohren, und lauscht. Lauscht einer höchst merkwürdigen, verworrenen, abenteuerlichen, an Boulevardmelodramen erinnernden Geschichte, der man zuhört, weil man nun einmal da ist, die Einen aber nicht näher berührt. Fabelhaft, was solchen Lieferanten des Ambigu heute noch einfallen kann! Gräfinnen, Hebammen, Schweinemädchen, Blut in Medocflaschen, angeklebte Nabelschnurstückchen. Nicht zu glauben... Manchmal ists dann, als zerrisse vor dem inneren Auge ein Wölkchen und der Lauscher besönne sich: Du spielst ja mit, hast die sehr undankbare Hauptherrenrolle und das Stück kann bös enden! Das dauert nie lange. Ancien régime. Wie in Goncourts Patrie en danger: man spielt im Gefängniß Karten, bis man auf den Henkerskarren gerufen wird, macht den letzten Stich, verabschiedet sich artig von den Standesgenossen und geht unters Fallbeil. „Schade, daß ich nicht länger den Vorzug hatte. Bitte, mich angelegentlich zu empfehlen." Das Gewimmel da unten kann Einem den Kopf, aber nicht das Gefühl inniger Geringschätzung nehmen. Auch diese Menschensorte hat Reiz und Rassenwerth; und Graf Wesierski-Kwilecki scheint nicht ihr übelstes Exemplar. Ich glaube nicht, daß er den Richtern so leicht was vorweinen würde wie der Pommer Wilhelm von Hammerstein, den seine Leute doch „starknervig" nannten. Mitwirken mag das Bewußtsein, nicht vor Volksgenossen zu stehen, sondern vor dem fremden Eroberer, dem man, so lange es irgend geht, nur die Fassade zeigt. Dieses Bewußtsein, dieser Instinkt des Besiegten hat dem ganzen Prozeß die besondere Farbe gegeben... Seinen größten Moment hat der Graf stets nach Schluß der Verhandlung. Ehe die Aufseher die Angeklagten abführen, steht

er auf, bückt den langen Oberleib galant herab, faßt und küßt die Hand seiner Frau. Mit der er beinahe ein Jahr nun kein Wort wechseln durfte. Deren excentrisches, verbrecherisches oder krankhaftes Wesen ihn hierher gebracht hat und mit deren Schimpfreden er auch hier noch gepeitscht und zum lächerlichen Pantoffelhelden gemacht wird. Und die er trotzdem bewundert. Wenige achten drauf: und das Schauspiel lohnt doch. Vor einem Stanislaus könnte, in Warschau, der Abschied nicht graziöser und ceremoniöser sein. Man weiß eben, was sich gehört, und hat vor dem Feind Polens Würde zu wahren.

Bequem ist der Handkuß nicht. Denn zwischen Isa und ihrem Eheherrn sitzt, auf daß die Hauptbeschuldigten nicht durch Zeichensprache oder gehauchte Silben miteinander verkehren, Frau Katharina Ossowska. Recht behaglich, seine Todfeinde halbe Tage lang neben sich zu haben. Und welche Larve! Halb Fromme Helene in hohen Semestern, halb Wolfschluchtvision. Ein Gesicht, das dem Schöpfer nicht fertig geworden scheint. Die Nase nur angedeutet. In den Augenhöhlen etwas Glimmerndes, das gleich zu erlöschen droht. Dünne, ausgeblichene Cleo-Haartressen. Dürr und harteckig. Nichts von den Malen der Weiblichkeit. Niemand würde dem Spukgebilde das zarte Gewissen zutrauen, das freiwillig Kreuz und Zuchthaus auf sich nimmt. Frau Ossowska hats. Lieber das Aergste leiden, als die Meineidsschuld noch weiter schleppen. Der Schwurgerichtspräsident glaubts ihr und läßt Milde walten, wenn sie einen ihrer Anfälle bekommt. Denn diese Märtyrerin ist nicht von der sanften Art; Satanas ist noch betrübend mächtig in ihr. Sie nennt Zeugen Lügner und Säufer, pfaucht eine fast Achtzigjährige an, die hinter ihr im Sünderwinkel sitzt, und wird dann glimpflich vermahnt. „Vorbei! Vorbei!" Mephisto selbst würde in diesem fahlen Gehäuse nicht lange weilen und schickt wohl die Kleinsten von den Seinen. Dann hockt noch die Alte da, mit dem Alleweltgesicht einer freundlichen Schaffnerin, die Penelopen und Dorotheen gedient haben könnte; und ihre Tochter: stumm, stumpf, eine Slavin und Sklavin ohne eigene Physiognomie. Und ganz vorn, dicht neben dem jüngeren Staatsanwalt, Gräfin Isa Wesierska-Kwilecka, geborene Bninska.

Hat man draußen vorher den Kleinen gesehen, so ist der erste Trieb, lachend aufzuschreien: Was wollt Ihr denn Alle? Das ist die Mutter! Wer zu amtlichem Gutachten berufen ward, mag zaudern und klausuliren: von seinem Spruch hängt ja das Urtheil in einer Sache ab, die schon Unsummen verschlungen hat und an deren Ende eine Familiengruft dräut. Der Unbefangene wird finden, daß er selten noch einer alten Frau ein Kind so ähnlich sah. Einer alten Frau. Isa ist schneeweiß. Und jetzt auch schon müde. Der zehnte Haftmonat, die dritte Verhandlungswoche. Sie regt sich kaum noch. Am ersten Tag wars an-

ders. Da hatte sie Charme, Leben, die Grazie der Herzoginnen aus Rokokobüchern; auch, wie diese nie Welkenden, nie Abrüstenden, den Muth und den Humor, sich selbst ironisch zu nehmen. Trotzdem ihr Deutsch mangelhaft ist, war beinahe jedes Wort gut, das sie sprach; gut, weil menschenverständig und aus einer gewissen Distanz gesprochen. Sinn für Akustik. Ein Herr, der behauptet, Französisch zu können, und deshalb als Dolmetscher bestallt ist, quält sich mit dem pariser Detektive am Zeugentisch ab. Paris: also Kindersucheund Gummibauch. Die mittelgroße Unbekannte, wir wissens schon, hatte einen deutschen Accent. Langwierige Erörterung, wie der sich vom polnischen wohl für den Franzmann unterscheide. Endlich steht Isabella auf; wie ein Soubrettenschmunzeln gehts über ihr Gesicht; sie führt die Lorgnette vors Auge und fragt, französisch, den Seinespitzel, der in Moabit ungemein respektirt und ernst genommen wird: „Spreche ich ungefähr so reines Französisch wie der Herr, der Ihre Aussage übersetzt?" Mit einem Hohn in der Stimme, der durch Guirlanden sticht; und der denn auch unbemerkt bleibt. Sie redet fast nie, läßt Freunde und Feinde erzählen, was ihnen beliebt, verzieht keine Miene. Thut auch nicht prude, nicht damenhaft empört und markirt beim Anblick des Knaben keine Muttergefühle. Das überläßt sie Frau Meyer. Mauvais genre. Nur als schon eine Stunde lang von ihren blutigen Hemden geredet worden ist (wo die Flecke waren, ob auch sicher von Menstrualblut oder vielleicht von Hämorrhoiden), wird's ihr zu.. bunt: sie rückt den Stuhl und hält die Hand vor die Augen, bis auf die Wäscherei endlich der nächste Hebammenklatsch folgt. Und gleich danach lacht sie wieder wie ein Mädchen beim ersten Walzer. Die hochnothpeinliche Frage: Schwangerschaft oder Schrotbeutel? Ein paar feine Damen, Mütter, Großmütter, haben mit größter Entschiedenheit bekundet: Die Gräfin war „in anderen Umständen". Das kennt Unsereins doch. Als ein Symptom wird Anschwellung der Hände erwähnt. Die Gräfin, sagt der Zeuge Rosinski, litt an Gicht und hatte oft geschwollene Hände. Das beweist also wieder nichts, meint der Präsident, will das gute Zeugniß noch heller beleuchten und fordert Rosinski auf, mal zu sehen, ob die Schwellung nicht am Ende auch jetzt da ist. Der Arzt zögert eine Sekunde. Er hat seiner Patientin eben so ziemlich das Schlimmste nachgesagt. Dann geht er hin. Und Isa, als sei ein besserer Witz ihr nie zu Ohren gekommen, streckt ihm, mit übermüthigstem Lachen, die Hände entgegen. Nein; sie sind nicht geschwollen... Die Frau ist nicht gewöhnlich. Sie muß sehr schön gewesen sein und hat noch heute einen persönlichen Zauber, der ihr mehr nützen konnte als der beredteste Advokatenmund. Als die Verhandlung begann, war, außer den Vninskis, im Zuschauerraum fast Alles überzeugt: eine Verbrecherin. Am Ende der ersten

Woche hatte Isa die Mehrheit gewonnen. Ohne viel zu reden. Sie hat Stil. Die Gevatterin nebenan ist für sie Luft. Und wenn sie gegen Abend abgeführt wird, glaubt man, eine verblühte Marie Antoinette in den Kerker schreiten zu sehen. Das ists: ihr Stil ist Rokoko. Ihrer und ihres Mannes; so verschieden die Beiden in Blüthe und Kern sind. Wahrscheinlich wurde es ihr Verderben. So lebte, so tändelte, zankte, koste man, als der Adel allein Menschenrechte besaß; und Herrenrechte. „Warum soll ich keine Verhältnisse haben?" Warum soll ich rechnen, soll, ein Grafenkind, dem Krämer, der Hausmagd ins Handwerk pfuschen? Nobel Geld ausgeben, die besten Manieren und geniale Einfälle haben, die auszuführen Sache der Roture ist; Musik, Geselligkeit, hübsche Frauen. Rokoko. Und obendrein mit der sarmatischen Neigung ins wildeste Barock. Vorbei! Vorbei! So läßt sich bei Wronke nicht mehr Landwirthschaft treiben. Der jähe Klimawechsel verscheucht auch empfindliche Freunde leicht. Nur soll man nicht glauben, Das sei Polen. „Polnische Wirthschaft" ist ein billiges Schlagwort; paßt aber längst nicht mehr, blendet nur und drängt zu Ueberhebung, mit der die „Hebung des Ostens" nicht zu leisten ist. So war die Slachta, als Mickiewicz ihr sang. Heute baut sie Fabriken, meliorirt, kultivirt, spekulirt, folgt dem Beispiel des englischen Adels, hält Ordnung, schickt sich in die Zeit, — und ist deshalb dem deutschen Nachbar und Konkurrenten gefährlich; nur deshalb. In Warschau und Lodz, in Lemberg und Krakau sollten die Germanisatoren polnische Wirthschaft studiren. Kwileckis sind Rokoko.

Drüben, auf den Zeugenstühlen, sitzt schon moderneres Polen. Zbigniew und Isabella hättens nicht fertig gebracht, in einem preußischen Gerichtssaal Tage lang, Wochen lang zuzusehen, wie man ihren Verwandten den Prozeß macht; einen Prozeß, der ins Zuchthaus führen soll. Graf Mieczislaw und seine Gattin bringens fertig; und scheinen nicht darunter zu leiden. Und Graf Hektor, Ulan, Papstkämmerer, Reichstagsabgeordneter, strenggläubiger Junker, geschmeidiger Prozeßregisseur und ein Geschäftsmann, der auf den Pfennig berechnet, was er dem Anwalt, Agenten, Ausspäher zu zahlen hat: so viel, doch nicht mehr... Ein Mann, der in die Welt paßt. Typus von morgen. Wer dieses Verfahren in Gang bringen und über alle Hindernisse wegführen konnte, muß Nerven haben. Und dieser Hektor weiß, daß ganz Polen ihn heute schon haßt, ihm ein finsteres Achilleushaupt zeigt, wenn er diesmal nicht siegt.

Auf dem Holzstuhl des Gerichtsdieners sitzt, dicht neben der Thür, die den Großen Schwurgerichtssaal öffnet, fröhlich der weiße Knabe. Das Gedräng macht ihm immer noch Spaß. Hinter der Thür wird inzwischen die Frage verhandelt, ob seine Eltern ins Zuchthaus kommen sollen. Er lacht, räkelt sich kokett und giebt Bekannten gnädig eine Patschhand. Weder Zweifel

noch Sorgen. Und hat in drei Wochen doch mehr gesehen, gehört, gewittert, als er in dreißig Jahren vergessen kann. Und wenn drinnen die Männer wollen (die rechts sitzen und ihn jedesmal so genau musterten, als er hereingeführt wurde), dann sieht er Wroblewo nie wieder und kommt zu Meyers ins Bahnwärterhüttchen, wo ein rachitisches Brüderlein nebst einem Brustkind seiner warten, und kann, da anderer Zeitvertreib fehlt, zugucken, wie Mutter, während Vater schläft, in starker Hand draußen die Signalfahne schwingt.

... Sechs Jahre sind verstrichen, seit ich hier die Prozeßgeschichte erzählte; seit der Spruch der zwölf Männer, unter dem Jauchzen der in den Saal gepferchten, vor dem Gerichtshaus harrenden Menge, der Gräfin die Freiheit wiedergab, ihrem Knaben das rauhe Schicksal des Sündenkindes ersparte. Mischte Caeciliens Stimme sich in den Jubelchor? Durfte eine rechte Mutter daran denken, ihr Fleisch und Blut aus dem Glanz einer Grafenherrschaft in die dumpfe Bahnwärterhütte zu holen? Hätte sie nicht hundertmal lieber für ihren Lebensrest auf jede Freude verzichtet? Diese Mutter that anders. Caecilie Parcza hat ihr Kind verkauft. Caecilie Meyer heischt es für sich. Im Bund mit den Kwilczer Agnaten, die für das Majorat streiten, führt sie gegen den Grafen Zbigniew Kwilecki einen Civilprozeß. Wird vom posener Landgericht abgewiesen; setzt beim Oberlandesgericht aber die Anerkennung ihrer Mutterrechte durch. Der am dreißigsten Januar 1897 auf dem berliner Standesamt als Joseph Stanislaus Adolf Graf Kwielecki angemeldete und später von dem Päpstlichen Hausprälaten und Stiftspropst Ludwig von Jazdzewski getaufte Knabe ist, nach dem Urtheil des Oberlandesgerichtes, das Kind, das Fräulein Parcza einem österreichischen Hauptmann geboren hat. Gräfin Isabella ist tot; der (grundlos gescholtene) Staatsanwalt Dr. Müller, der vorausgesagt hat, das Civilgericht werde gegen die Wroblewoer entscheiden, längst nicht mehr im Justizdienst. Bleibts bei der Entscheidung? Hat endlich irgendein haltbarer Beweis die Thatsache der Kindesunterschiebung glaubhaft gemacht? Daß ce cher Zbigniew 1896 zeugungfähig war, kann nicht bestritten werden; eben so wenig, nach Gebhard und Kisch, Depasse und Barker, daß eine Frau über Fünfzig Mutter zu werden vermag. Die Gräfin hatte die Menstrua: konnte also gebären. Vielleicht hatte sie, um das Fideikommißrecht zu retten, einen Knaben in Bereitschaft, der untergeschoben werden sollte, wenns zu einer Fehlgeburt kam oder ein Mädchen an der Nabelschnur zappelte; und athmete erst auf, als ihr der hübsche, kräftige Junge entbunden war. Der nicht ihr Sohn? Trotz der das Auge rasch überzeugenden Aehnlichkeit mit der Mutter, der Schwester? Dann hätte Naturlist lächelnd ein Wunder gewirkt.

*

Das Leiden des Messias.*)

Die Vorstellung des leidenden und sterbenden Messias war den Juden keineswegs unbekannt. Es mag belanglos sein, daß in der Apokalypse des Esra vom Tod des Christus die Rede ist, da dieses Werk nach der Ansicht Mancher erst im ersten Jahrhundert nach Christus entstanden sein soll. Aber auch Deuterojesaia beschreibt während der Zeit des Exils den Auserwählten und Sendboten Gottes zugleich als den „leidenden Gottesknecht", als eine Gestalt, die bereits erschienen, aber unbekannt und verachtet geblieben, die schmachvoll gestorben und begraben sei, aber wiederauferstehen werde, um die Herrlichkeit der göttlichen Verheißung zu erfüllen. Das erinnert an die leidenden, sterbenden und wiederauferstehenden Götter Babylons und des ganzen Vorderasiens, an Thammuz, Mithra, Attis, Melkarth und Adonis, an den kretischen Zeus und den egyptischen Osiris. Spricht doch übrigens auch der Prophet Sacharja von der geheimnißvollen Ermordung eines Gottes, über welche die Einwohner von Jerusalem ihre Klage erheben werden, „wie die war bei Hadad-Rimmon (Rammân) im Felde Megiddo", Das heißt: bei dem Tode des Adonis, einer der Hauptgestalten des syrischen Götterglaubens. Und auch Ezechiel schildert die Weiber von Jerusalem, wie sie vor dem Nordthor der Stadt sitzen und über den Thammuz weinen. Man war also schon im alten Israel mit den leidenden und sterbenden Göttern der Nachbarvölker wohl vertraut. Nun pflegt zwar der „Gottesknecht" des Jesaia auf das gegenwärtige Leiden und die zukünftige Herrlichkeit des Volkes Israel bezogen zu werden und es ist kein Zweifel, daß der Prophet die Vorstellung in diesem Sinn verstanden hat. Doch hob Gunkel mit Recht hervor, daß bei der angeführten Stelle des Jesaia die Figur eines sterbenden und auferstehenden Gottes im Hintergrund steht und die Beziehung auf Israel nur die symbolische Umdeutung des wirklichen Schicksales eines Gottes darstellt.

Alljährlich schwinden die Kräfte der Natur dahin und erwachen erst nach geraumer Zeit wieder zu neuem Leben. Bei allen Völkern pflegte dieser Vorgang, das Sterben, sei es der Natur im Ganzen unter dem Einfluß der Winterkälte, sei es des Pflanzenwuchses unter den dörrenden Strahlen der Sommersonne, und ihr Wiedererwachen eine tiefe Erschütterung des Gemüthes auszulösen. Man erblickte darin das Schicksal eines schönen jungen Gottes, dessen Tod man mit lebhaften Klagen, dessen Wiedergeburt oder Auferstehung man mit ausgelassenem Jubel begrüßte. Dabei pflegte mit der Feier dieses Gottes seit grauer Vorzeit ein Analogiezauber in der Form einer kultischen Darstellung seines Sterbens und Wiederauflebens verknüpft zu sein. Auf primitiver Kulturstufe, wo die Grenzen zwischen Geist und Natur noch fast unterschiedlos durcheinanderliefen und der Mensch sich

*) Ein Fragment aus dem ernsten, mit feinem Reiz anregenden Buch „Die Christusmythe", das Professor Drews bei Diederichs in Jena erscheinen ließ. „Die Leugnung eines historischen Jesus kann sich schon heute auf so gute Gründe stützen, daß sie zum Mindesten den gleichen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich in Anspruch nehmen darf wie die Art, in welcher die Anfänge des Christenthumes von theologischer Seite dargestellt zu werden pflegen. Diese Darstellungen (Das wird sich immer deutlicher ergeben) gehören der Romanliteratur, nicht der Wissenschaft zu." Diese Sätze des Hartmannschülers mögen Wortfromme vor dem Buch warnen und es Furchtlosen empfehlen.

noch in einem innerlichen sympathischen Zusammenhang mit seiner natürlichen Umgebung fühlte, glaubte er, selbst einen Einfluß auf die Natur ausüben, ihr bei ihrem Wechsel zwischen Tod und Leben zu Hilfe kommen und den Verlauf der Geschehnisse im eigenen Interesse beeinflussen zu können. Dazu mußte er diese nachahmen. „Nirgends", sagt Frazer, dem wir eine eingehende Untersuchung aller hierauf bezüglichen Vorstellungen und rituellen Gebräuche verdanken, „wurden diese Bemühungen beharrlicher und systematischer ausgeübt als in Westasien. Dem Namen nach waren sie an den verschiedenen Orten verschieden; im Wesen waren sie überall gleich. Ein Mensch, den die ungezügelte Phantasie seiner Verehrer mit den Gewändern und Attributen des Gottes ausstattete, gab sein Leben dahin für das Leben der Welt. Nachdem er aus seinem eigenen Körper einen frischen Strom von Lebensenergie in die stagnirenden Adern der Natur ergossen hatte, wurde er selbst dem Tod überliefert, bevor seine eigene dahinschwindende Kraft einen allgemeinen Verfall der Naturkräfte eingeleitet haben würde, und sein Platz wurde durch einen Anderen eingenommen, der, wie alle seine Vorgänger, das ewig wiederkehrende Drama der göttlichen Auferstehung und des göttlichen Todes spielte." Noch in historischer Zeit wurde dieser Vorgang vielfach an lebenden Personen vollzogen, die früher die Könige des Landes oder Priester des Gottes waren, dann aber durch Verbrecher ersetzt wurden. In anderen Fällen war das Opfer des zum Gott erhöhten Menschen nur scheinbar, wie beim egyptischen Osiris, beim persischen Mithra, phrygischen Attis, syrischen Adonis und tarsischen (kilikischen) Sandan (Sandes). Hier vertrat ein Bild des Gottes, eine Puppe oder ein heiliger Baumstamm die Stelle des „Gottmenschen". Doch weisen noch genug Anzeichen darauf hin, daß es sich in solchen Fällen nur um den Ersatz eines ursprünglichen Menschenopfers unter milderen Kulturformen handelt, wie, zum Beispiel, der Name des Oberpriesters des Attis, der auch Attis („Vater") hieß, die Opferhandlung seiner blutigen Selbstzerfleischung beim großen Fest des Gottes und die hierbei vorgenommene Besprengung des göttlichen Bildes mit seinem Blut sich noch deutlich als eine spätere Abschwächung des früheren Brauches seines Selbstopfers zu erkennen giebt. Mit der Vorstellung, die ersterbende Natur durch das Opfer eines Menschen neu zu beleben, war vielfach die des „Sündenbockes" verknüpft. Der Geopferte repräsentirte nicht nur den Gott für sein Volk, sondern vertrat auch zugleich das Volk gegenüber Gott und hatte durch seinen Tod die von diesem Volk während des Jahres begangenen Missethaten zu sühnen. Die Todesart wechselte an den verschiedenen Orten zwischen dem Tode durch das eigene oder durch das Schwert des Priesters, den Scheiterhaufen oder das Marterholz (Galgen).

So verstehen wir das dreiundfünfzigste Kapitel des Jesaia: „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Wir aber hielten ihn für Den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber er ist um unserer Missethat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, daß wir Frieden hätten; und durch seine Wunden sind wir geheilt. Wir gingen Alle in die Irre, wie die Schafe, ein Jeglicher sah auf seinen Weg; aber der Herr warf unser Aller Sünde auf ihn. Da er gestraft und gemartert ward, that er seinen Mund nicht auf, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, und wie ein Schaf, das verstummt vor seinem Scherer und den Mund nicht aufthut. Er ist aus dem Lande der Lebendigen weggerissen, da

er um die Missethat meines Volkes geplagt war. Und er ist begraben, wie die Gottlosen, und gestorben, wie ein Reicher, obwohl er Keinem Unrecht gethan hat noch Betrug in seinem Mund gewesen ist. Wenn er sein Leben zum Schuldopfer gegeben hat, so wird er Samen haben und in die Länge leben und des Herrn Vornehmen wird durch seine Hand fortgehen. Darum, daß seine Seele gearbeitet (gelitten?) hat, wird er seine Lust sehen und die Fülle haben. Und durch seine Erkenntniß wird er, mein Knecht, der Gerechte, Viele gerecht machen; denn er trägt ihre Sünden. Darum will ich ihm viel Beute geben und er soll die Starken zum Raub haben darum, weil er sein Leben in den Tod gegeben hat und den Uebelthätern gleich gerechnet ist und er Vieler Sünde getragen hat und für die Uebelthäter gebeten." Wir haben es hier offenbar mit einem Menschen zu thun, der als Sündenbock für die Fehler seines Volkes stirbt, mit seinem Tode das Leben der Mitmenschen fördert und dafür zum Gott erhöht wird, ja, das Bild des unschuldig leidenden Gerechten schwankt selbst zwischen einem göttlichen und einem menschlichen Wesen.

Und nun versetzen wir uns in den Seelenzustand eines solchen Unglücklichen, der als „Gottmensch" den Tod am Marterholz erleidet, und wir vernehmen die Worte des zweiundzwanzigsten Psalms: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen? Ich heule, aber meine Hilfe ist fern. Mein Gott, des Tages rufe ich, aber Du antwortest mir nicht; und auch in der Nacht schweige ich nicht. Aber Du bist heilig, der Du wohnest unter dem Lobe Israels. Unsere Väter hofften auf Dich, und da sie hofften, halfest Du ihnen. Zu Dir schrien sie und wurden nicht zu Schanden. Ich aber bin ein Wurm und kein Mensch, ein Spott der Leute und Verachtung des Volkes. Alle, die mich sehen, spotten meiner, sperren den Mund auf und schütteln den Kopf: Er klage es dem Herrn, Der helfe ihm und errette ihn, hat er Lust zu ihm. Große Farren haben mich umgeben, fette Ochsen haben mich umringt. Ihren Rachen sperren sie auf wider mich, wie ein brüllender und reißender Löwe. Ich bin ausgeschüttet, wie Wasser, alle meine Gebeine haben sich zertrennt, mein Herz ist in meinem Leibe wie zerschmolzenes Wachs. Meine Kräfte sind vertrocknet, wie ein Scherben, und meine Zunge klebt an meinem Gaumen. Sie haben meine Hände und Füße durchgraben. Ich möchte alle meine Gebeine zählen. Sie aber schauen und sehen ihre Lust an mir. Sie theilen meine Kleider unter sich und werfen das Los um mein Gewand. Aber Du, Herr, sei nicht ferne; meine Stärke, eile, mir zu helfen. Hilf mir aus dem Rachen des Löwen und errette mich von den Einhörnern!" Die zuletzt erwähnten Thiere versetzen uns in den Vorstellungskreis des Mazdeismus. Denn hier galt der Löwe als das Thier des Angromainyu, das sagenhafte Einhorn als das des Ahuramazda. Offenbar ist das Einhorn in dem angeführten Psalm nur ein bildlicher Ausdruck für den Galgen, an dem das Opfer hängt, weshalb denn auch Tertullian als Beweis für die Vorherverkündung des schmählichen Todes des Messias am Marterholz auf diese Stelle des Alten Testamentes hinwies. Als der Dichter des Psalmes die Hilfsbedürftigkeit in ihrem tiefsten Jammer schildern wollte, da trat ihm das Bild eines Menschen vor die Augen, der am Holz hängt und zu Gott um Hilfe schreit, während rings um ihn das Volk sich an seinen Qualen weidet, die ihm selbst zur Rettung dienen sollen, die Priester mit ihren Opferthieren ihre feierlichen Verrichtungen ausüben („Große Farren haben mich umgeben, fette Ochsen haben mich

umringt") und die Knechte, die bei dem Opfer mitgewirkt haben, unter einander die kostbaren Gewänder verlosen, mit denen der Gottkönig ausgestattet war.

Die Anwendung eines solchen Bildes setzt voraus, daß der geschilderte Vorgang dem Dichter und seinem Publikum nicht unbekannt war, mochte er ihnen nun aus der religiösen Vorstellungwelt ihrer Nachbarvölker oder gar durch die eigene unmittelbare Anschauung einheimischer Gebräuche vor Augen stehen. Und wirklich waren auch im alten Israel Menschenopfer durchaus nichts Ungewöhnliches. Das geht aus vielen Stellen des Alten Testamentes hervor und ist schon von Ghillany in seinem Buch über „Die Menschenopfer der alten Hebräer" (1842) und Daumer in „Der Feuer- und Molochdienst der alten Hebräer" (1842) eingehend auseinandergesetzt worden. So lesen wir im Zweiten Buch Samuelis (21,6 bis 9) von den sieben Söhnen aus dem Hause Sauls, die von David den Gibeonitern übergeben wurden: „Die hingen sie auf dem Berge vor dem Herrn. Also ward Gott nach Diesem dem Lande wieder versöhnt." Numeri 25,4 befiehlt Jahwe dem Moses, die Obersten des Volkes „dem Herrn an die Sonne" zu hängen, „auf daß der grimmige Zorn des Herrn von Israel gewendet werde". Und nach dem Buch Josua weiht Dieser die Einwohner der Stadt Ai dem Herrn und erhenkt nach der Eroberung der Stadt ihren König an einem Baum, während er (10, 15 bis 26) sogar fünf Könige auf einmal aufhängen läßt. Ja, es scheint, daß Menschenopfer in der Zeit vor dem Exil sogar zu den regelmäßigen Bestandtheilen der israelitischen Religion gehört haben, wie denn die Sitte der Opferung der Erstgeburt am Passahfest erst nach dem Exil und auch dann nur mit großer Mühe unterdrückt wurde und stets leicht wieder aufleben konnte, sobald etwa in Zeiten großer Noth die allgemeine Erregung der Gemüther ein besonderes Opfer zu fordern schien.

Nun war die Tötung eines Menschen in der Rolle eines göttlichen Herrschers im Alterthum vielfach mit der Feier des neuen Jahres verknüpft. Hierher gehört die germanische und slavische Sitte des Todaustragens bei Beginn des Frühlings, wo ein Mensch oder eine Strohpuppe, die das alte Jahr oder den Winter symbolisiren, unter übermüthigen Scherzen umhergeführt und schließlich ins Wasser geworfen oder feierlich verbrannt wird. Aber auch die im Dezember gefeierten römischen Saturnalien, in deren Verlauf ein Narrenkönig das Szepter über eine Welt jubelnder Ausgelassenheit und uneingeschränkter Tollheit schwang, alle Verhältnisse auf den Kopf gestellt waren, die Herren die Sklaven, die Sklaven die Herren spielten, pflegten in ältester Zeit im März als Frühlingsfest begangen zu werden. Und auch hierbei mußte der Gefeierte seine kurze Herrschaft ursprünglich mit seinem Leben bezahlen. Ja, die von Cumont herausgegebenen Akten des Heiligen Dasius beweisen, daß der blutige Brauch noch im Jahr 303 nach Christus von den römischen Soldaten an den Grenzen des Reiches ausgeübt wurde.

In Babylon entsprach den römischen Saturnalien das Fest der Sakaeen, das nach Frazer mit dem uralten Neujahrsfest der Babylonier, dem Zakmuk oder Zakmuku, identisch war. Auch dieses Fest war mit einer Umkehrung aller gewöhnlichen Verhältnisse verbunden und ein Scheinkönig, ein zum Tode verurtheilter Verbrecher, stand auch hier im Mittelpunkt: ein Unglücklicher, dem für wenige Tage absolute Freiheit, jede Art von Lustbarkeit, ja, sogar die Benutzung des königlichen Harems eingeräumt war, bis er am letzten Tag seiner erborgten Würde entkleidet und verbrannt wurde. Die Juden lernten dieses Fest während der babylonischen Ge-

fangenschaft kennen, entlehnten es von ihren Unterdrückern und feierten es kurz vor ihrem Passah unter dem Namen des Purimfestes, angeblich, wie das „Buch Esther" darzulegen bemüht ist, zur Erinnerung an eine große Gefahr, der sie durch die Klugheit der Esther und ihres Oheims Mardachai in Persien unter der Regirung des Ahasverus (Xerxes) entgangen seien. Doch hat Jensen in der wiener „Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes" nachgewiesen, daß der Erzählung von Esther ein Gegensatz zwischen den Hauptgöttern von Babylon und denen des feindlichen Elam zu Grunde liegt. Hiernach verbergen sich unter den Namen Esther und Mardachai die Namen der babylonischen Fruchtbarkeitgöttin Istar und ihres „Sohnes" und „Geliebten" Marduk, die zu Babylon beim Sakaeenfest unter dem Namen der elamitischen Götter Vashti und Hamman (Humman) als Vertreter des alten Jahres beseitigt werden, unter ihrem wahren Namen dann wieder aufleben und das neue Jahr heraufführen. So spielte also auch der babylonische Sakaeenkönig die Rolle eines Gottes und erlitt als solcher den Tod auf dem Scheiterhaufen. Nun haben wir Gründe, anzunehmen, daß auch der spätere jüdische Brauch, am Purimfest ein Bild oder eine Puppe, die den bösen Haman darstellte, an einem Galgen aufzuhängen und zu verbrennen, ursprünglich, wie in Babylon, in der Tötung eines wirklichen Menschen, eines zum Tode verurtheilten Verbrechers bestand. Dann wird man aber auch hier neben einem Darsteller des Haman einen des Mardachai, neben einem Vertreter des alten auch einen des neuen Jahres gekannt haben, der im Grunde doch nur das selbe Wesen bedeutete. Und wenn Jener beim Purimfest getötet wurde, so wird Dieser, ein durch das Los ausgewählter Verbrecher, dem bei dieser Gelegenheit die Freiheit geschenkt wurde, mit den königlichen Insignien des Verstorbenen bekleidet und als der Vertreter des durch Ahasverus für seine Dienste belohnten Mardachai gefeiert worden sein.

„Mardachai", so heißt es im Buch Esther, „ging aus von dem König in königlichen Kleidern, gelb und weiß mit einer großen goldenen Krone, angethan mit einem Leinen- und Purpurmantel. Und die Stadt Susa jauchzte und war fröhlich." Der Scharfsinn Frazers hat entdeckt, daß wir in dieser Beschreibung das Bild des alten babylonischen Sakaeenkönigs, des Darstellers des Marduk, vor uns haben, wie er seinen Einzug in die Hauptstadt des Landes hielt und hiermit das neue Jahr herbeiführte. Doch scheint in Wirklichkeit der Umzug des Scheinkönigs weniger ernsthaft und großartig gewesen zu sein, als der Verfasser des Buches Esther in nationaler Eitelkeit uns glauben machen möchte. Lagarde hat nämlich die Aufmerksamkeit auf einen alten persischen Brauch gelenkt, der alljährlich zu Beginn des Frühlings in den ersten Tagen des März geübt zu werden pflegte und als der „Ritt des Bartlosen" bekannt ist. Bei dieser Gelegenheit wurde ein bartloser und womöglich einäugiger Hanswurst, völlig entkleidet und begleitet von einer königlichen Leibwache und einer Schaar Berittener, unter dem Hallo der Menge in feierlichem Aufzug durch die Stadt geleitet. Er hatte das Recht, von den Reichen und Ladeninhabern auf dem Weg, den er zog, Kontributionen einzutreiben, die zum Theil in den Schatz des Königs abgeführt, zum Theil auch ihm selbst zugesprochen wurden, und durfte sich ohne Weiteres das fremde Gut aneignen, falls Jemand ihm seine Forderungen abschlug. Innerhalb einer festgesetzten Zeit jedoch mußte er seinen Ritt beendet haben und verschwinden; sonst war er der Gefahr ausgesetzt, von der Menge angehalten und mitleidlos zu Tode geprügelt zu werden. Man versprach sich von diesem Umzug des „Bartlosen" die baldige Beendigung

des Winters und ein gutes Jahr; woraus hervorgeht, daß es sich auch hierbei um einen der zahlreichen und mannichfach ausgestalteten Frühlingsbräuche handelt, die zu allen Zeiten und bei den verschiedensten Völkern dazu dienen sollen, die Ankunft der guten Jahreszeit zu beschleunigen. Der persische „Bartlose" entsprach also dem babylonischen Sakaeenkönig und scheint der Repräsentant des scheidenden Winters gewesen zu sein. Frazer schließt hieraus, daß auch der Verbrecher, der die Rolle des jüdischen „Mardachai" spielte, in ähnlichem Aufzug wie der „Bartlose" durch die Stadt geritten sei und mit diesem Spaß, den er dem Volk bereitete, sich die Freiheit habe erkaufen müssen; und er stützt sich hierbei auf eine Bemerkung Philos, wonach bei Gelegenheit des Einzuges des jüdischen Königs Agrippa in Alexandria ein armer halbverrückter Straßenkehrer nach Art des „Bartlosen" auf einen Esel gesetzt, mit einer Papierkrone auf dem Kopf, einem Mantel bekleidet und einem Stock als Szepter in der Hand, vom Pöbel durch die Stadt geleitet und feierlich zum König ausgerufen wurde. Philo nennt den armen Tropf Carabbas. Das scheint jedoch nur ein Schreibfehler für das hebräische Barabbas zu sein. Dieses Wort bedeutet „Sohn des Vaters", war demnach kein Eigenname, sondern der ständige Titel Dessen, der beim Purimfest die Rolle des Mardachai, des babylonischen Marduk, des neuen Jahres, zu spielen hatte. Da klingt der ursprünglich göttliche Charakter des jüdischen Narrenkönigs an. Denn als die „Söhne" des göttlichen „Vaters" erlitten alle die vorderasiatischen Vegetation- und Fruchtbarkeitgötter den Tod und mußten die menschlichen Vertreter dieser Götter ihr Leben für das Wohl ihres Volkes und das erneute Wachsthum der Natur hingeben.*) Es scheint demnach bei den Juden, nach ihrem Aufenthalt in Babylon unter persischer Oberherrschaft, zu einer Art Verschmelzung des babylonischen Sakaeenfestes und des persischen Festes des „Bartlosen" gekommen zu sein: der freigelassene Verbrecher vollzog seinen Umzug als Marduk (Mardachai), als der von den Toten auferstandene Repräsentant des neuen Lebens, aber er that es in der lächerlichen Rolle des persischen „Bartlosen", des Vertreters des alten Jahres, während dieses durch einen anderen Verbrecher dargestellt wurde, der als Haman den Tod am Galgen erleiden mußte. Den Evangelisten schwebte bei ihrer Darstellung der letzten Lebensschicksale des Messias Jesus der angeführte Brauch des jüdischen Purimfestes vor: sie schilderten Jesus als den Haman, Barabbas als den Mardachai des Jahres, wobei sie um der Symbolik des Opferlammes willen das Purimfest mit dem wenig später gefeierten Osterfest zusammenfallen ließen; aber sie übertrugen den festlichen Einzug des „Bartlosen" in Jerusalem, sein feindsäliges Auftreten gegen die Ladeninhaber und Wechsler und seine lächerliche Krönung zum „König der Juden" auf Haman-Jesus statt auf Mardachai-Barabbas und nahmen damit symbolisch die Geschehnisse vorweg, die sich eigentlich erst an dem Auferstandenen, dem Marduk des neuen Jahres, hätten vollziehen sollen.

Uebrigens war, wie die Darbringung der Erstlinge an diesem Fest verräth, auch das jüdische Passahfest von Anfang an mit Menschenopfern verbunden und es scheint, daß auch hierbei die Geopferten in der Rolle von göttlichen Königen,

---

*) So wurde auch der phrygische Attis, dessen Name ihn selbst als den „Vater" kennzeichnet, zugleich als der „Sohn", Geliebte und Gatte der Kybele, der mütterlichen Göttin, verehrt, schillert also auch zwischen einem Vatergott und höchstem Himmelskönig und dessen göttlichem Sohn.

als Repräsentanten des Himmelherrschers den Tod erlitten. Darauf deutet der Umstand hin, daß es „Könige“ gewesen sein sollen, die nach den Büchern Josua und Samuel dem Herrn „geweiht“ wurden; von den sieben Söhnen aus dem Hause Sauls heißt es geradezu, daß sie „zur Zeit der Gerstenernte“, des Passahfestes, „vor dem Herrn“ starben. Ein solches Opfer eines wirklichen oder angeblichen Königs besaß nach der Ansicht aller semitischen Völkerschaften eine ganz besonders zauberische Kraft, zumal, wenn es der eigene Vater war, der dies Opfer an seinem Erstgeborenen vollzog. Darum opferte der Karthager Hamilkar bei der Belagerung von Agrigent 407 vor Christus seinen eigenen Sohn und darum gaben die Israeliten ihre Eroberung von Moab auf, als der König dieses Landes seinen Erstgeborenen den Göttern darbrachte. Aber auch hierbei scheint das menschliche Opfer vielfach nur die Widerspiegelung eines göttlichen Opfers gewesen zu sein, wie denn, zum Beispiel, nach Plinius die Phönizier in Tyrus bis zur Zeit der Belagerung der Stadt durch Alexander alljährlich einen Knaben dem Kronos, Melkarth oder Moloch (König) opferten. Dieser tyrische Melkarth aber ist der Selbe, dem, wie Porphyrius berichtet, auf Rhodos alljährlich ein Verbrecher dargebracht wurde. Nach Philo von Byblos hieß der Gott bei den Phöniziern „Israel“ und sollte seinen „eingeborenen“ Sohn Jehud („der Einzige“) geopfert haben, nachdem er ihn mit königlichen Gewändern ausgestattet hatte. So opferte auch Abraham seinen Erstgeborenen dem Jahwe; er und Isaak aber sind alte israelitische Götter und der im zweiundzwanzigsten Kapitel der Genesis geschilderte Vorgang hat nur den Zweck, den mit fortschreitender Kultur vollzogenen Uebergang vom Menschenopfer zum Thieropfer „historisch“ zu rechtfertigen.

Der jüdische Vertreter des Haman erlitt beim Purimfest den Tod wegen eines Verbrechens, als eine verdiente Strafe, die ihm so wie so geworden wäre. Der Messias-Jesus hingegen nahm nach den Worten des Jesaia die Strafe auf sich als „Gerechter“; er sollte dadurch zum Sühnopfer für die Sünden des ganzen Volkes befähigt sein, weil gerade er ein solches Los am Wenigsten verdiente.

Schon Plato hatte in der „Republik“ das Bild des „Gerechten“ entworfen, wie er unerkannt und ungeehrt ein Leben in Leiden und Verfolgung führt. Er wird erprobt und erklimmt die höchste Stufe der Tugend, weil er sich trotz den Leiden nicht in seinem Verhalten erschüttern läßt. „Der Gerechte wird gegeißelt, gefoltert, ins Gefängniß geworfen, an beiden Augen geblendet, schließlich, wenn er alles Schlimme erduldet hat, gepfählt werden und erkennen, daß man sich entschließen muß, nicht gerecht zu sein, sondern zu scheinen.“ In der pharisäischen Gedankenwelt lebte der Gerechte als Einer, der durch sein eigenes ungerechtes Leiden die Sünden der Anderen bezahlt und sie vor Gott gerecht gemacht hat (wie denn im vierten Makkabäerbuch das Blut der frommen Märtyrer als das Sühnopfer hingestellt wird, wodurch Gott Israel errette). Der Haß der Ungerechten und Gottlosen gegen den Gerechten, die Belohnung des Gerechten und Bestrafung der Ungerechten war ein beliebtes Thema der Spruchliteratur und wurde mit besonderer Ausführlichkeit im Weisheitbuch behandelt, dessen alexandrinischem Verfasser das platonische Bild des Gerechten vermuthlich nicht unbekannt gewesen war. Er läßt die Gottlosen redend auftreten und ihre Anschläge wider den Gerechten schmieden: „So lasset uns“, läßt er sie sagen, „dem Gerechten auflauern, denn er macht uns viel Unlust und widersetzt sich unserem Thun und schilt uns, daß wir wider das Gesetz sündigen, und ruft unser Wesen für Sünde aus. Er giebt vor, daß er Gott kenne,

und rühmt sich, Gottes Kind zu sein. Er straft, was wir im Herzen haben, und ist uns unleidlich anzusehen. Denn sein Leben reimt sich nicht mit dem der Anderen und sein Wesen ist ein ganz anderes. Er hält uns für untüchtig und meidet unser Thun als einen Unflath und giebt vor, wie es die Gerechten zuletzt gut haben werden, und rühmt, daß Gott sein Vater sei. So lasset uns doch sehen, ob sein Wort wahr sei, und versuchen, was für ein Ende er nehmen wird. Ist der Gerechte Gottes Sohn, so wird er ihm helfen und ihn erretten aus der Hand der Widersacher. Mit Schmach und Qual wollen wir ihn stöcken, daß wir sehen, wie fromm, und erfahren, wie geduldig er sei. Wir wollen ihn zum schändlichsten Tod verdammen. Da wird man ihn kennen an seinen Worten." „Aber der Gerechten Seelen", fährt der Verfasser des Weisheitbuches fort, „sind in Gottes Hand und keine Qual rühret sie an. Von den Unverständigen werden sie angesehen, als stürben sie. Ihr Abschied wird für eine Pein gehalten und ihre Hinfahrt für ein Verderben. Aber sie sind im Frieden. Ob sie gleich vor den Menschen viel Leid haben, so sind sie doch gewisser Hoffnung, daß sie niemals sterben. Denn Gott versucht sie und findet, daß sie seiner werth sind. Er prüft sie, wie Gold im Ofen, und nimmt sie an, wie ein völliges Opfer. Und zu der Zeit, wenn Gott es bestimmt, werden sie hell erscheinen und daherfahren, wie Flammen über die Stoppeln. Sie werden die Gottlosen richten und herrschen über die Völker; und der Herr wird über sie herrschen ewiglich." Wie nah lag es, diese Worte, die vom Verfasser des Weisheitbuches ganz allgemein vom Gerechten überhaupt gemeint waren, auf den einen höchsten Gerechten, den Messias, den „Sohn" Gottes im eminenten Sinn zu beziehen, der sein Leben für die Ungerechtigkeit seines Volkes dahingab! Geschah aber Dies, dann war damit auch zugleich der Beweggrund für den schimpflichen Tod des Messias gefunden: er starb als ein Gegenstand des Hasses der Ungerechten, er nahm Spott und Hohn auf sich, wie der Haman und der Barabbas des Purimfestes, aber nur, um durch diese tiefste Erniedrigung seiner Persönlichkeit von Gott erhöht zu werden, wie es vom Gerechten im Weisheitbuch heißt: „Das ist Der, mit dem wir unsern Spott trieben und der uns ein höhnisches Beispiel war. Wir Narren hielten sein Leben für unsinnig und sein Ende für eine Schmach. Wie ist er nun gezählet unter die Kinder Gottes und sein Erbe ist unter den Heiligen!"

Jetzt verstehen wir, wie das Bild des Messias bei den Juden zwischen einem göttlichen und einem menschlichen Wesen schillern, wie der „Gerechte unter die Uebelthäter gezählt" werden, wie mit einem Menschen sich die Vorstellung verknüpfen konnte, daß er „Gottes Sohn" und zugleich der „König der Juden" sei und die Annahme sich zu bilden vermochte, daß in seinem schimpflichen und unverdienten Tode Gott selbst sich für die Menschheit geopfert habe. Jetzt begreifen wir aber auch zugleich, daß und warum der Getötete nach kurzer Zeit wieder von den Toten auferstehen, in verklärter Herrlichkeit gen Himmel fahren und sich droben mit dem Vatergott vereinigen mußte. Es waren Gedanken, die schon lange vor dem evangelischen Jesus im jüdischen Volk, ja, im ganzen westlichen Asien verbreitet waren, in besonderen Sekten als Geheimlehre gepflegt und die hauptsächlichste Veranlassung dafür wurden, daß gerade in diesem Theil der alten Welt das Christenthum sich so früh und mit so außerordentlicher Schnelligkeit durchgesetzt hat.

Karlsruhe. Professor Dr. Arthur Drews.

❦

Französische Wirthschaft.

Das französische Kapital, das in ruhiger Sicherheit die Geschäfte an sich kommen läßt, hat eine ungarische Anleihe von 500 Millionen übernommen. Ungarn blieb seit den Tagen der Valutaregulirung den fremden Geldmärkten fern. Siebenzehn Jahre lang. Nun zwingt die Noth, sich wieder ans Ausland zu wenden. In Paris war die höchste Kapitalshäufung zu finden und das Haus Rothschild hatte die Führung im Konsortium übernommen. Eine beinahe politische Mission, die an die Tage entschwundenen Glanzes erinnert. Lang ists her, seit kein Staat ohne Rothschild Geld bekommen konnte. Die modernen Riesenbanken haben die Nachkommen Mayer Amschels überholt; selten nur sieht man die Firma Rothschild noch in alter Macht. Wien und Paris haben jetzt gemeinsam dem Ministerpräsidenten Dr. Wekerle zu Geld verholfen. In der Heimath, wo um nationale Forderungen hitzig gekämpft wird, konnte ers nicht bekommen. Oesterreich aber muß für sich selbst sorgen. Sind dem Finanzminister auch noch keine neuen Kredite bewilligt, so hat er doch die Nothwendigkeit einer Anleihe von 326 Millionen Kronen bereits erwähnt. Paris: da ists zu machen; und dem Ruf Rothschilds wird die ganze Haute Finance folgen. Wekerle, der Reformator der Währung, war allerdings zu einem Opfer des Intellekts genöthigt. Die Franzosen verlangten, daß die Coupons der neuen Anleihe nicht auf Kronen, sondern auf Francs lauten. Die ungarische Währung muß also der französischen Valuta weichen; und damit ist das Prinzip der Gleichwerthigkeit durchbrochen. Neben die Kronenrenten früherer Jahre tritt eine Goldrente, die der ungarischen Regirung die Pflicht auferlegt, die Zinsscheine in Francs einzulösen. Ohne dieses Zugeständniß hätte sich Frankreich kaum zur Uebernahme der ungarischen Anleihe bereit erklärt.

Aus dem anderen pariser Geschäft, dem mit Bulgarien, ist nichts geworden. Weil die Bulgaren nicht wollten. Die Minister des Zaren Ferdinand hatten mit dem Crédit Mobilier de France („Couleur“ der Nationalbank für Deutschland) wegen einer Anleihe von 100 Millionen Francs verhandelt. Die Kotirungbewilligung der französischen Regirung sollte bis Ende Januar 1910 beschafft werden. Bulgarien hat aber den Termin nicht abgewartet, sondern sich an den Wiener Bankverein gewandt, der, in Gemeinschaft mit der Oesterreichischen Länderbank, die Sache schnell erledigte. Das französische Institut behauptete, die bulgarische Regirung habe den Vertrag gebrochen. Die aber sagt, sie sei nicht länger an die Abmachung gebunden gewesen, da der französische Finanzminister die Bewilligung der côte an besondere Garantien und an Verpflichtungen gegenüber der französischen Industrie geknüpft habe. Der Stolz Bulgariens gestatte nicht, auf solche Bedingungen einzugehen. Die Regirung der Republik wollte also der Industrie, die hinter hohen Schutzmauern ein ziemlich freudloses Dasein führt, Aufträge verschaffen. Ob auch Ungarn sich zu solchen Aufträgen verpflichtet hat? Bulgarien wies das Ansinnen stolz zurück; erklärte sich aber bereit, mit dem Crédit Mobilier eine zweite Anleihe abzuschließen, wenn von Bestellungen nicht die Rede sei und die Kotirung des Papiers an der pariser Börse rasch genehmigt werde. Daneben wird die Konvertirung der alten Anleihen geplant. Das Fürstenthum Bulgarien konnte nicht an die Herabsetzung des Anleihezinsfußes denken. Das Königreich scheint dazu entschlossen. Die französische Finanz hat bei den älteren bulgarischen Anleihen stets

den Vortritt gehabt (die fünfprozentige Tabakanleihe von 1902 wird durch die Banque de Paris et des Pays-Bas kontrolirt; eben so die fünfprozentige Agraranleihe von 1896, über deren Sicherheit neben dem genannten Institut noch die Banque Internationale de Paris und die Oesterreichische Länderbank wachen); ganz gleichgiltig ist die Niederlage des Crédit Mobilier also nicht.

Doch den Franzosen bleibt ja Rußland. In Paris wurde neulich ein Vertrag zwischen der Russisch-Chinesischen und der Nordischen Bank unterzeichnet, durch den sich beide Institute zu einem neuen Unternehmen, der Russisch-Asiatischen Bank, vereinigen. Hauptbetheiligte sind die Banque de Paris et des Pays-Bas und die Société Générale in Paris. Die pariser Finanz will also ihren Theil an der Entwickelung russischer Wirthschaft haben. Die Handelsminister des Zarenreiches, Timirjasew (der in die Internationale Handelsbank eintreten sollte, durch die Berufung in den Staatsrath aber um diesen einträglichen Posten gebracht scheint) und sein Nachfolger, haben das ausländische Kapital aufgerufen, die russische Wirthschaft zu befruchten. England hat den Ruf vernommen; die Yankees sind ihm gefolgt; Frankreich will nicht zurückbleiben. Und Deutschland? Dem bietet der gute Ruf seiner Agenten eine Stütze. Heute noch; ob aber für immer: Das ist die Frage. Denn der Weltkampf ist wilder geworden. Die Amerikaner bieten jeden Preis für die Erlangung von Eisenbahn- und Bergbaukonzessionen in Sibirien. Die Sibirische Handelsbank, die der Deutschen Bank befreundet ist, hat mit der Konkurrenz der Russisch-Asiatischen Bank zu rechnen. Anfangs hieß es, Russisch-Chinesische Bank und Sibirische Handelsbank würden sich verbünden. Die deutsch-französische Alliance, die zur Grundlage der Fusion geworden wäre, verhieß manchen Vortheil. Der französische Einfluß blieb stärker und die neue Russisch-Asiatische Bank dient dem Prestige Frankreichs bei den theuren Verbündeten. Das französische Kapital wird sich durch schlechte Prognosen für Rußlands Finanzen nicht schrecken lassen. So lange die Zinscoupons eingelöst werden, kümmerts keinen französischen Rentier, ob Rußland 5, 10 oder 20 Milliarden braucht. In der Rede, die Witte im März dieses Jahres im Reichsrath hielt, wurde nur die Mahnung beachtet, sich die Kontrole über die russischen Finanzen nicht entwinden zu lassen. Die von Jean Finot herausgegebene „Revue“ empfahl eine französisch-britische Aktion in Rußland. „Politische Interessengemeinschaft verbindet England mit der wirthschaftlichen Zukunft Rußlands. Ein Zusammenarbeiten Frankreichs und Englands wird dem Zarenreich die finanzielle Rettung und den Verbündeten eine Aera des ökonomischen Fortschrittes bringen. Wenn Frankreich, das bisher nur sein Geld hingab, ohne sich um Anderes zu kümmern, mit England zusammengeht, wird die russische Regirung nicht zögern, alle möglichen Konzessionen und Erleichterungen für die Hebung der wirthschaftlichen Verhältnisse ihres Landes zu gewähren.“ Diese Worte sind nicht ungehört verhallt. Der Wind trug sie in die Ministerien und ins Parlament; von dort aber werden sie als „frohe Botschaften“ dem Sparer übermittelt werden. Die französische Industrie sucht einen neuen Platz an der Sonne; sie will die Zollmauer nicht niederreißen, sondern nur an einer Stelle ein paar Steine wegnehmen, um sie anderswo einzusetzen. Die hochentwickelte deutsche Industrie war den Franzosen stets ein Gegenstand der Kümmerniß. Der neue Zolltarif bringt dieses Gefühl zum Ausdruck. Unsere auf den Export angewiesenen Fabrikanten haben protestirt und petitionirt, zur Vergeltung an französischen Weinen und Automobilen Regirung und Kammern aufgerufen: vergebens.

Nun haben die Franzosen zu einem neuen Schlag ausgeholt, der die deutsche Textilindustrie treffen soll. Eine Position des neuen Tarifs ist zu Ungunsten deutscher Tuchwaaren geändert, die Staffelung für leichte und schwere Stoffe beseitigt und der Maximalsatz für die wichtigsten Sorten einheitlich festgesetzt worden. Die französischen Textilindustriellen dürfen nun hoffen, mit der lästigen deutschen Konkurrenz fertig zu werden. England empfindet die prohibitiven Wirkungen des französischen Schutzzolles nicht so stark wie der deutsche Exporteur, weil der Absatz englischer Fabrikate auf den französischen Märkten geringer ist als der deutscher. Im Uebrigen ermöglicht die besondere Stellung, die London und Paris im internationalen Goldverkehr einnehmen, einen Ausgleich handelspolitischer Differenzen. Sollte Chamberlains Schutzzollprogramm in der Wahlschlacht siegen, so würde Frankreich allerdings einige Steine auf seinem Weg nach den britischen Märkten finden. Darum braucht aber die Entente der beiden Centralnotenbanken noch nicht in die Brüche zu gehen. Auch hier ist das Haus Rothschild ein kräftiges Bindeglied.

Die amerikanischen Dollarkönige suchen jetzt auch Verbindungen mit der französischen Haute Banque und vielleicht giebts da bald Ueberraschungen. Der Franzose ist ja nicht nur Rentner, sondern auch Unternehmer. Bis in die letzten Jahre strebte der spekulative Drang ins Phantastische. Die größten Schwindelgenies hatten das meiste Glück. Langsam verbreitete sich dann auch in Frankreich die Ueberzeugung, daß von Draußen noch auf sicheren Wegen Geld zu holen sei. Künftig wird man die Franzosen öfter als bisher in großen internationalen Geschäften finden. Ladon.



Für das preußische Wahlrecht!

Man soll sie hören alle Beede!

Das muß ein merkwürdiger Mensch sein, der noch wagt, das preußische Wahlrecht, dieses „jämmerlichste aller Wahlrechte", zu vertheidigen, doppelt merkwürdig, da er als der Provinz Hannover Angehöriger doch nicht auf altpreußische, konservative Grundsätze eingeschworen und nicht in ihnen aufgewachsen ist.

Nun, ich meine, wer eine Auffassung vertheidigt, ist ganz gleichgiltig, wenn man in die nähere Prüfung einer Frage eintritt; nur prima facie hat es Bedeutung, für den Grad des Wohlwollens oder Mißtrauens, mit dem wir den Argumenten eines Menschen entgegentreten; und da genügt es ja (meine Gegner mögen verzeihen, wenn ich ihnen diesen schönen Witz vorwegnehme), zu wissen, daß es ein Anwalt, also ein Mann, der gute und schlechte Sachen vertreten muß, ist, der hier für das preußische Wahlrecht (nicht in allen seinen Einzelheiten, doch im Prinzip) eintritt. Ein Eigenbrötler: zum Theil nationalliberal, zum Theil konservativ, aber auch freisinnig (als Freihändler), ein Wenig Centrumsmann (als Gegner der Maigesetze, deren Studium er sich nach ihrer Geburt schenkte, da er sie von vorn herein als ephemere Erscheinung ansah), ja,

in einem oder dem anderen Punkt vielleicht sogar etwas sozialdemokratisch angehaucht. Also ein Mann, der mit keiner Partei völlig harmonirt und deshalb vom Standpunkt jeder einzelnen Partei aus nicht zu den normalen Menschen und Politikern gerechnet werden darf. Mich stört Das nicht; ich habe in jeder einzelnen Frage doch immer eine ganze Reihe Gesinnungsgenossen und stehe in der Frage des preußischen Wahlrechtes noch lange nicht so vereinsamt da wie im Jahr 1880, als ich auf dem Volkswirthschaftlichen Kongreß in Berlin für Kolonien einzutreten versuchte und man mich nicht zu Wort kommen ließ, weil man (dem Sinn nach wurde Das erklärt, wenn auch in höflicher Form) für solche verrückte Sachen, namentlich wenn Jemand aus der Provinz komme und sie vortragen wolle, doch die schöne Zeit nicht nutzlos opfern könne.

Also zur Sache! Ein alter, insbesondere auch von liberaler Seite vertheidigter Satz lehrt: „Wer soll mitthaten, muß auch mitrathen". Sein Ausfluß ist das Steuernbewilligungrecht. Alle, die die Steuern zahlen, sollen, wollen auch gefragt werden und „Ja und Amen" dazu sagen.

Was würde man nun wohl zu dem Vorschlag sagen, die Süddeutschen sollen die Steuern der norddeutschen Staaten, die Norddeutschen die der süddeutschen bewilligen? Niemand würde dann den erwähnten Grundsatz als gewahrt ansehen. Geradezu auf den Kopf gestellt würde aber der Satz vom Mitrathen, wenn etwa die Katholiken zu beschließen hätten, daß und wie viel die Protestanten für katholische Zwecke, und die Protestanten, was die Katholiken für das protestantische Kirchenwesen aufbringen sollen. Das allgemein anerkannte Prinzip erheischt eben, daß nicht irgendwer Steuern bewilligt, sondern nur Der, von dem sie gefordert werden. Um dieses Prinzip handelte es sich bei den letzten parlamentarischen Kämpfen; und daß sie für das richtige Prinzip gekämpft haben, ist, man mag über einzelne der neuen Steuern denken, wie man will, ein Verdienst der konservativen Führer, trotz dem Widerspruch aus eigenem Lager.

Wenn dem Volk neue große Lasten auferlegt werden, müssen sich auch seine Rechte erweitern, hat man unter großem Beifall gesagt. Und doch wars (bei aller Hochachtung vor dem Redner muß ichs aussprechen) nur eine Phrase. Nicht um eine Erweiterung der Volksrechte in Bezug auf Bewilligung und Verwendung der Gelder handelte es sich, sondern um eine Verschiebung der Machtverhältnisse zwischen den einzelnen Theilen des Volkes. Ist die Erweiterung des Einflusses der Nichtbesitzenden auf Kosten der Besitzenden denn so einfach eine Erweiterung der Volksrechte zu nennen? Sobald ein Angriff auf das Reichstagswahlrecht gefürchtet wird, schreit man über die drohende Beeinträchtigung gesetzlich verbürgter Rechte. Gewährt denn das preußische Wahlrecht nicht eben so gut verbürgte Rechte, gegen deren Schmälerung sich die Betheiligten doch wohl eben so kräftig wehren dürfen?

Was man von dem Versuch, das allgemeine und gleiche Wahlrecht auf Preußen zu übertragen, erwartet, ist klar. Nur so, wurde im Reichstag erklärt, läßt sich ermöglichen, daß die Steuern auf die Schultern der Besitzenden gelegt und die ärmeren Klassen, bis weit hinauf in den Mittelstand, freigelassen werden Die Steuerzahler der Dritten Klasse überwiegen an Kopfzahl weitaus; sie würden bei der Uebertragung des Reichstagswahlrechtes auf Preußen also den Ausschlag geben. Sie gehören den minderbemittelten Schichten der Bevölkerung an, die, nach dem Wunsch der Reichswahlrechtsfreunde, von neuen Steuern möglichst verschont bleiben sollen. Sie sollen zu bestimmen, die Anderen, die „Besitzenden", sollen zu bezahlen haben.

Daß in Böhmen die Deutschen den größten Theil der Steuern zahlen, die Czechen aber über die Majorität der Stimmen verfügen und deshalb mit Vergnügen Steuern bewilligen, die ihnen zu Gut kommen und von den Deutschen zum größten Theil aufgebracht werden, ist eine Thatsache, die von deutschen Blättern jeder Richtung als eine grasse Ungerechtigkeit beklagt wird. Weshalb will man denn ähnliche Verhältnisse in den deutschen Einzelstaaten herbeiführen und damit den Grundsatz, daß bewilligen muß, wer zahlen soll, umstürzen oder doch nur dem Buchstaben nach bestehen lassen? Liegt vielleicht die Gefahr nah, daß unter dem jetzt geltenden Wahlsystem die Besitzenden den Hauptheil der (direkten) Steuern auf die Nichtbesitzenden legen? Läge diese Gefahr vor, so könnte man Denen, die in den Einzelstaaten das Uebergewicht haben, nicht verdenken, daß sie lieber Hammer als Amboß sein wollen; aber solche Gefahr droht uns von keiner Seite. Wo sind jemals die Aermeren mit direkten Steuern schwerer belastet worden als die Besitzenden? Das wichtigste aller einzelstaatlichen Gesetze, das preußische Einkommensteuergesetz, hat nicht nur die Steuer nach dem Einkommen bemessen, sondern den Prozentsatz auf den unteren Stufen sogar noch beträchtlich ermäßigt. Die indirekten Steuern werden ja aber von dem nach gleichem, allgemeinem, geheimem Stimmrecht gewählten Reichtag beschlossen.

Lasse man also ruhig über Das, was durch direkte Steuern für das Reich aufgebracht werden soll, die Einzelstaaten und ihre parlamentarischen Vertretungen beschließen. Sind die Einzelstaaten nicht in der Lage, ein Mehreres an Matrikularbeiträgen aufzubringen, dann läßt sich aus dem Steuerzahler auch durch Beschlüsse des Reichstages nicht mehr an direkten Steuern herausholen. Das deutsche Volk ist da in einer ähnlichen Lage wie eine Familie mit zu großen, ihre Einnahmen übersteigenden Bedürfnissen und Ausgaben. Entweder der Hausvater muß mehr verdienen oder, wenn Das nicht möglich ist, die Familie muß sich in ihren Ausgaben einschränken. Die Belastung mit direkten Steuern aller Art (Staat, Kreis, Kommune, Kirche) ist überreichlich hoch (ich steure ein Siebentel des Gesammteinkommens): also muß ge-

spart werden; an den Ausgaben des Staates und an denen des Einzelnen. Das wird durch die indirekten Steuern bewirkt. Kein Biertrinker, kein Raucher wird gezwungen, auch nur einen Groschen mehr für Bier und Tabak auszugeben: er braucht sich nur im Konsum einzuschränken; nicht zum Schaden, sondern meist zum Vortheil seiner Gesundheit. Lächerlich ist der Einwand, daß dann der Staat eben auch nicht die erhofften Einnahmen habe. Wenn der Konsum um ein Zehntel zurückgeht (und mehr wird man kaum zu rechnen haben), so tragen die übrigen neun Zehntel dem Reich doch ganz erkleckliche Summen. Ist denn durchaus nothwendig, daß jeder Lehrling mit der Cigarette im Mund umherläuft, daß am Montag in vielen Betrieben ein großer Theil der Arbeiter fehlt, weil er am Sonntag zu viel gutes oder schlechtes Bier getrunken hat? Ich habe darum auch nicht verstanden, weshalb die Nationalliberale Partei, deren Anschauungen ich in den meisten Punkten theile, die Bewilligung der indirekten Steuern von der Annahme der Erbschaftsteuer abhängig machen konnte.

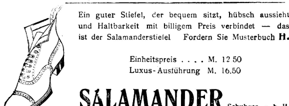
Die Erbschaftsteuer wird sicher nicht nur aus egoistischen Gründen, sondern (Jeglicher hat für seine Handlungen zwei Gründe, sagt Goethe) auch aus ideellen Gründen bekämpft; von allen Gegnern dieser Steuer, die nichts zu versteuern haben, nur aus ideellen Gründen. Man stellte nun die Konservative Partei vor die Alternative: „Entweder bewilligt Ihr auch eine Steuer, die Euch verwerflich erscheint, oder wir bewilligen eine Steuer nicht, die uns, gleich Euch, acceptabel, ja, wünschenswerth erscheint.“ Wer verlangte dabei von dem anderen Theil mehr Verleugnung seiner Grundsätze? Konnte da wirklich nur „junkerlichem Uebermuth“ der Einfall kommen, den ganzen Mehrbedarf des Reiches durch indirekte Steuern zu decken? In den Vereinigten Staaten ist jede direkte Steuer verpönt und in der Französischen Republik stürzen Minister über den Versuch, eine Einkommensteuer einzuführen, wie wir sie im Königreich Preußen schon lange haben.

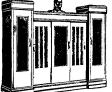
Man sollte endlich die Fiktion fallen lassen, bei den Steuerbeschlüssen des Reichstages habe es sich um einen Sieg übermüthiger Aristokraten unter dem Schutz des Königthums von Gottes Gnaden gehandelt. Die Konservativen (ihr Führer hats klar genug ausgesprochen) wollten verhüten, daß auf dem einen oder anderen Wege, durch Ausdehnung des Reichstagswahlrechts auf Preußen oder durch Schaffung direkter Reichssteuern, den Besitzlosen der Geldbeutel der Besitzenden ausgeliefert werde. Man sollte gerecht sein und den Konservativen nicht verdenken, daß sie ihre Position und damit auch die alte Forderung des wahren, nicht vor der Menge dienernden Liberalismus vertheidigen: „Wer soll mitthaten, soll auch mitrathen.“

Celle. Justizrath A. Westrum.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.







Berliner Theater-Anzeigen
Literarische Anzeigen
siehe: besondere Rubrik auf nächstfolgenden Seiten!

*

Berliner-Theater-Anzeigen

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Halloh!!!

Die grosse Revue!

Humorist.-sat. Jahresrevue in 10 Bildern von Jul. Freund. Musik v. Paul Lincke. In Szene gesetzt v. Dir. Rich. Schultz. Tänze v. Willi Bishop.

Deutsches Theater

$7^1/_2$ Uhr abends.

Sonnabend, den 25., Sonntag, den 26. und Montag, den 27./12.

Der Widerspenstigen Zähmung.

Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Thalia-Theater

Dresdenerstr. 72/73. **8 Uhr.**

Die süsse Cora.

Schwank mit Gesang und Tanz in 3 Akten.

Chat noir

Friedrichstr. 165. Tägl. 11—2 Uhr.

Dir. Rud. Nelson

Theodor Francke

Mirjam Horwitz a. G.

und dem vollständig neuen Programm.

Arkadia Behrenstr. 55-57

Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag

Im neuerbauten Jägerstr. 63a **„Moulin rouge“**

Reunions: Montag, Dienstag, Donnerstag, Sonnabend

Gebr. Herrnfeld Theater

„So muss man's machen!“

Burleske mit Gesang in 2 Akten von Anton und Donat Herrnfeld. Musik von L. Ital

Vorher: **„Ein Rettungsmittel“**

Anfang 8 Uhr. Vorverkauf 11—2 Uhr.

Am 1. u. 2. Weihnachts-Feiertag Nachm. 4 Uhr (bei halben Preisen): **Die beiden Bindelbands** mit den Autoren Anton und Donat Herrnfeld in d. Hauptrollen. Abends 8 U. **So muss man's machen, Ein Rettungsmittel.** Am 31. Dez. **Grosse Sylvester-Feier.**

Deutsches Theater. Kammerspiele.

8 Uhr abends.

Sonnabend, den 25./12. **Das Heim.**

Sonntag, den 26./12.

Der Arzt am Scheideweg.

Montag, den 27./12. **Das Heim.**

Weitere Tage siehe Anschlagsäule

Kleines Theater.

Sonnabend, den 25./12. (1. Weihnachts-Feiertag) Nachm. 3 Uhr **2 mal 2 = 5.**

Sonnab. d. 25./12. 8 U. **Der grosse Name.**

Sonntag, den 26./12 (2. Weihnachts-Feiertag) Nachm. 3 Uhr **2 mal 2 = 5.**

Sonntag. den 26./12. 8 U. **Der grosse Name.**

Montag, d. 27./12. 8 U. **Der grosse Name.**

Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Neues Operetten-Theater

8 Uhr abends:

Der Graf von Luxemburg.

Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Folies Caprice

Täglich abends $8^1/_4$ Uhr.

Sicher ist sicher.

Der Mann meiner Frau.

Victoria-Café

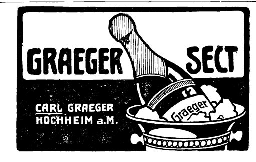
Unter den Linden 46

Größtes Café der Residenz

Sehenswert.

Zirkus Busch. Das Erdbeben und der Riesen-Lawinensturz im Uralgebirge sind die phänomenalsten Effekte der schon jetzt herausgekommenen neuen Pantomime **„Die Nihilistin“** des Zirkus Busch. Die Wirkung ist eine grandiose, einfach verblüffende! Im speziellen seien noch die wundervollen Balalaikaspieler und Tänzer hervorgehoben, welche zusammen mit der spanischen Tänzerin Rosario den Glanzpunkt eines echt russischen Prunkfestes bilden.

Literarische Anzeigen.


GRAEGER
SECT
CARL GRAEGER
HOCHHEIM a.M.
Graeger


NATÜRLICHES
KARLSBADER
SPRUDELSALZ
SALZ
ist das allein echte Karlsbader
Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.


Herz-
Stiefel
mit dem Herz
auf der Sohle

Für Inserate verant[illegible] Alfred Weiner. Druck von G. Bernstein in Berlin.